

Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte =
Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 5 (1986)

Artikel: Strategien, Zeit und Ressourcen : Risikominimierung, Unterproduktivität
und Mussepräferenz : die zentralen Kategorien von
Subsistenzökonomien

Autor: Koselleck, Reinhart / Groh, Dieter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-7507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

STRATEGIEN, ZEIT UND RESSOURCEN*

RISIKOMINIMIERUNG, UNTERPRODUKTIVITÄT UND
MUSSEPRÄFERENZ - DIE ZENTRALEN KATEGORIEN
VON SUBSISTENZÖKONOMIEN

REINHART KOSELLECK,
DEM FREUND UND LEHRER

DIETER GROH

1. EINLEITUNG

Seit Jahrzehnten schon wird der Ruf nach einer *"theoriegeleiteten"* Geschichtswissenschaft, besonders aber nach einer *"theorieorientierten Sozialgeschichte"* erhoben. Von vornherein gab es unter denjenigen, die solche Forderungen stellten, propagierten und begründeten, Richtungen. Die eine, die ich der Einfachheit halber kurz die *"Bielefelder"* nennen möchte, forderte, dass *"middle range theories"* im Sinne einer als Eklektizismus - positiv - bezeichneten Haltung aus dem Angebot der meist aus USA reimportierten sozialwissenschaftlichen Theorien empirisch getestet werden sollten. Man dachte dabei vor allem an

*) Dieser Aufsatz ist der Aufriss eines Forschungsprogramms. Die Idee dazu wurde in der anregenden Atmosphäre des Maison des Sciences de l'Homme und der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales geboren. Ich arbeitete sie in der nun vorliegenden, immer noch sehr vorläufigen Fassung während meiner regelmässigen Aufenthalte in Paris aus. Für Kritik und Anregungen habe ich vielen Kollegen zu danken, vor allem Georg Elwert, Hubert Markl und Rolf Peter Sieferle.

Der ungekürzte Text erscheint im Herbst 1986 in: Eberhard Seifert (Hg.), *Ökonomie und Zeit*, Frankfurt; gekürzt erschien er auf italienisch in: *Prometeo* 3, n° 10, 1985, und englisch in: *Development*, Anfang 1986.

Makrotheorien: ökonomische Wachstumstheorien, die Theorien der langen wirtschaftlichen Wechsellagen, Theorien sozialer Schichtung, mit Massen eine Klassentheorie mehr Weber'scher denn Marx'scher Provenienz, vor allem und in erster Linie aber eine kritisch rezipierte Modernisierungstheorie, eine Art amerikanisierter Max Weber, dem man allerdings die Zweifel an den bereits zu seiner Zeit sichtbar werdenden negativen Folgen des "okzidentalischen Rationalisierungsprozesses" ausgetrieben hatte.

Die andere Richtung, der ich mich selber zugehörig fühle, orientierte sich mehr an Frankreich, konkret: an der Historikergruppe, die sich seit Jahrzehnten um die "Annales" gebildet hatte. Hier ging es weniger um die Uebernahme bestimmter Theorien oder etwa des Schlagworts Strukturgeschichte, sondern eher um die Uebernahme einer bestimmten Haltung gegenüber dem Phänomen der Geschichte, vor allem aber um die Weite des Blicks: von der Mentalitätsgeschichte bis zur Wirtschaftsgeschichte, wie sie die grossen Meister dort praktizierten. Es ging auch nicht um die Uebernahme bestimmter Methoden, denn wie ich glaube, in einem Aufsatz über Strukturgeschichte als "totale Geschichte" (1971) nachgewiesen zu haben, besteht die Leistung der Gruppe um die "Annales" oder z.B. die Leistung Fernand Braudels nicht darin, theoriegeleitete Geschichte im strengen Sinn in methodisch stringenter Weise vorzuführen. Dieser Anspruch wurde auch nie erhoben. Ich erinnere mich noch an eine Diskussion mit Braudel Ende der 50er Jahre in Heidelberg, als er zu Werner Conze, halb spöttisch-halb ernsthaft sagte: "Werner, das ist eine theoretische Frage und die überlassen wir euch Deutschen. Vous, pas nous autres Français, vous êtes les Cartésiens!" Was mich und andere am Beispiel der Gruppe um die "Annales" besonders faszinierte und anregte, war die Offenheit gegenüber der Anthropologie im weitesten Sinn. Dazu kam dann zu Beginn der 70er Jahre noch der Einfluss E.P. Thompsons, der uns aber nicht dazu verführte, ihn auf seinem kulturalistischen Weg zu folgen (Groh 1980). In einem Aufsatz "Basisprozesse und Organisationsproblem" (1976), dessen englische Fassung (1979) wohl besser verständlich ist, entwickelte ich ein Forschungsprogramm für eine theoriegeleitete Geschichtswissenschaft: nicht auf der Basis von Theorien mittlerer Reichweite, sondern auf der Basis einer Makrotheorie - der undogmatisch rezipierten Marx'schen Theorie - und von Mikrotheorien, z.B. sozialpsychologischen und anthropologischen Theorien. 1980 modifizierte ich dann dieses Konzept, was die Makrotheorie betraf, in Richtung auf die Uebernahme der von David Lockwood in einem berühmten Aufsatz von 1964 getroffenen analytischen Unterscheidung zwischen Systemintegration und Sozialintegration. Meinen Mitarbeitern und mir erschien dieser Lockwood'sche Vorschlag forschungsstrategisch sinnvoller zu sein als die allein für moderne Verhältnisse passende Marx'sche Theorie, die noch dazu mit einigen Defiziten behaftet war. Denn inzwischen hatten wir auch unsere primären Forschungsinteressen vom 19. und 20. Jahrhundert abgewandt und - so hoffe ich - eine Menge bei Pierre Bourdieu und Maurice Godelier gelernt. Dies geschah in Auseinandersetzung mit Thompson, dessen subjektivistischen Reduktionismus es ebenso zu vermeiden galt wie den objektivistischen, der von anderer Seite drohte (Groh 1980, 1982). Das Programm, auf den beiden analytisch geschiedenen Ebenen verschiedene Arten von Theorien zu verwenden - Makrotheorien auf der systemintegrativen, Mikrotheorien auf der sozialintegrativen - wurde zuerst im Bereich der Handwerksforschung in die Praxis umgesetzt (Griessinger 1981; Griessinger-Reith 1986; Eggers 1984; Reith 1986).

Der heute in der Bundesrepublik in Form eines Weltanschauungskampfes geführten Auseinandersetzung zwischen Vertretern einer theoriegeleiteten Sozialgeschichte und sogenannten Alltagshistorikern stehen wir mit Gelassenheit gegenüber, da er uns kaum berührt; jedenfalls nicht, was die wissenschaftliche Seite betrifft. Fachpolitisch dagegen bedauere ich diese Auseinandersetzung und vor allem ihre Formen auf das nachdrücklichste: Man glaubt, einer Auseinandersetzung zwischen zwei wissenschaftlichen Paradigmen i.S. von Th. S. Kuhn beizuwohnen, zwischen deren Vertretern es definitionsgemäss keine Diskussion mehr geben kann. Ich habe dies in meinem Diskussionsbeitrag am letzten Tag des Berliner Historikerkongresses im Oktober 1984 vorausgesagt (Groh 1985) und bedauere, dass meine Voraussage eingetroffen ist. Während die Alltagshistoriker und Geschichtswerkstätten verschiedenster Genese und Ausrichtung in Hans Ulrich Wehler und der als "*Bielefeld*" apostrophierten Richtung beinahe eine Art Gottseibeius erblicken, der ihnen in satanischer Manier den Blick von "*innen und von unten*" vernebeln will, sieht Wehler - immerhin einer der verdienstvollsten Historiker der Bundesrepublik - in den oft nur halbprofessionalisierten, aber hoch motivierten und engagierten Historikern und Historikerinnen des Alltags eine Bedrohung der Errungenschaften des "*okzidentalen Rationalismus*". Es ist wohl kaum zu leugnen, dass die "*Bielefelder*" Tendenzen zu einem objektivistischen Reduktionismus von Anfang an nachgegeben haben, während die jüngeren Alltagshistoriker im Gegenzug dazu einem spiegelbildlichen Reduktionismus huldigen. Auch müssen sich Wehler und Kocka bis zu den dei minores dieser Richtung mit Recht vorhalten lassen, sich bei ihrem Theorieeinkauf zu stark aus dem Arsenal der instrumentellen Vernunft bedienen zu haben. Damit verlagert sich diese Diskussion auf das Feld der durch das Erscheinen von Jürgen Habermas' Hauptwerk 1981 aktualisierten und verschärften Diskussion um instrumentelle und kommunikative Vernunft (Groh 1986).

Ich möchte heute ein weiteres Angebot zur Integration von Geschichte und Theorie ihrer kritischen Aufmerksamkeit unterbreiten. Es handelt sich um einen Versuch im Bereich der ökonomischen Anthropologie. Diese Unterdisziplin der Anthropologie hat sich seit den 30er Jahren etabliert und zählt so berühmte Anthropologen wie Borislav Malinoswky, Richard Thurnwald und Marcel Mauss zu ihren Vätern. Beim Lesen archäologischer und anthropologischer Literatur, bei der Diskussion mit Ethnologen, Ökonomen, Biologen und Philosophen stiess ich auf das Problem, ob und wie sich Subsistenzökonomien von den Ökonomien marktwirtschaftlichen oder verwaltungswirtschaftlichen Typus kategorial unterscheiden. Im Laufe meiner Ueberlegungen schälte sich mehr und mehr eine zentrale Kategorie heraus, nämlich die der Risikovermeidung oder Risikominimierung, die mit zwei anderen Kategorien wie eine Art Regelssystem zusammenhängt: mit der Unterproduktivität und der Mussepräferenz.

1.1 Aspekte des Forschungsinteresses - '*Neolithische Revolution*' und '*Great Transformation*'

Was kann einen Historiker veranlassen, sich intensiv mit anthropologischer Forschung zu befassen und die Ausbeute seines Wilderns im fachfremden Wald in einem Vortrag auszubreiten, der eher in den Bereich soziologischer Kategorienbildung als in den geschichtswissenschaftlicher Überlegungen gehört? Hat hier ein wissenschaftliches Hobby zunftgemässe Interessen verdrängt oder

eine alte, trotz langer Professionalisierung offenbar unausrottbare Neigung zu reduktionistischem Vorgehen, vor dem der Historiker gemeinhin zurückschreckt, die Oberhand gewonnen? Keine der Vermutungen träfe zu.

Mein Interesse an anthropologischen Fragestellungen speiste sich aus zwei Quellen. Zum einen erwuchs es aus konkreten historischen Forschungs- und Diskussionszusammenhängen, zum anderen aus einer ebenfalls genuin historischen, ja historistischen Einsicht: der Einsicht in die Tiefe jener universalgeschichtlichen Zäsur, die von Gelehrten verschiedener Disziplinen der Humanwissenschaften ausgemacht und benannt worden ist. Otto Brunner und diejenigen, die seine Anregungen aufnahmen und weiterführten, sprachen von der alteuropäischen Gesellschaft, ihren Institutionen und Merkmalen, die sich mit dem Beginn der europäischen Neuzeit allmählich aufzulösen begannen, um seit dem Ende des 18. und vor allem im 19. Jahrhundert endgültig der modernen, industriellen Welt Platz zu machen. Richtete sich aus der Brunner'schen Perspektive der Blick mehr auf das Vorher - Alteuropa - und das Nachher - die moderne Welt -, so trat für andere Wissenschaftler der Übergangsprozess selber stärker ins Zentrum des Interesses. Karl Polanyi und seine Schüler nannten diesen Prozess "*Great Transformation*". In dessen Verlauf hätten sich in Europa die einzelnen Institutionen, darunter vor allem die Ökonomie, aus einem sozialen Gesamtzusammenhang "*ausgesondert*", "*disembedded*". Bereits nach der Jahrhundertwende analysierte Max Weber - mit zunehmender persönlicher Irritation ob der von ihm prognostizierten Folgen - die seit dem Spätmittelalter einsetzende "*okzidentale Rationalisierung*" und die damit einhergehende "*Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen Subsystemen*", unter denen Politik und Ökonomie die entscheidende Rolle spielten. Weber'sche Theoreme aufnehmend und abwandelnd (Groh 1986) entwickelte Jürgen Habermas 1981 in seiner "*Theorie des kommunikativen Handelns*" die These von der "*Entkopplung von System und Lebenswelt*" als dem Unterscheidungsmerkmal des "*Projekts Moderne*" von anderen Zeiten und anderen historischen Welten. Reinhart Koselleck prägte den Terminus "*Sattelzeit*" als Leitbegriff für das von ihm begründete Unternehmen des Lexikons "*Geschichtliche Grundbegriffe*". Der Begriff bezeichnet eine Zeitspanne zwischen 1750 und 1850, in der sich die Lebensorientierungen der europäischen Gesellschaft in einem bisher nicht gekannten Ausmass verändern: ein Prozess, der sich lexigraphisch in einem fundamentalen Begriffswandel niederschlägt. Der amerikanische Anthropologe John W. Bennett hingegen diagnostiziert in seinem 1976 erschienenen Buch für annähernd denselben Zeitraum die "*Ecological Transition*" als wichtigstes Merkmal des Übergangs zur Moderne. Es gebe unter ökologischen Aspekten nur eine universalgeschichtliche Revolution, nämlich die Industrielle Revolution und ihre für uns immer katastrophaler werdenden Folgen.

Diese These ist natürlich alles andere als unbestritten. Bis vor kurzem überwog noch die Auffassung, die '*Neolithische Revolution*' (Childe 1936) sei der entscheidende universalgeschichtliche Einschnitt oder allenfalls sei die Industrielle Revolution und die mit ihr verbundenen Transformationen mit dem Übergang zu Sesshaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht vergleichbar (z.B. Gehlen 1956). Sicher hängt hier wie sonst auch die Gewichtung der beiden epochalen Einschnitte und ihr Verhältnis zueinander von der Perspektive und den Interessen des Beobachters ab. So gesehen ist es beinahe selbstverständlich, dass eine Untersuchung von Subsistenz- und Ressourcenökonomien die Neolithische Revolution - nach unseren Massstäben eine über mehrere Jahrtausende sich erstreckende Evolution - gegenüber den seit dem 18. Jahrhundert sich ver-

stärkenden oder einsetzenden Transformationsprozessen eher unterbewertet. Sachliche Argumente für eine solche Unterbewertung wären etwa die Folgen der verbreiteten Nutzung fossiler Energie, die die weitgehende Kongruenz von gesellschaftlichen Systemen und Ökosystemen zerstört hat (H.T. Odum 1971), oder die neue Qualität der Bedrohung der Gattung Homo durch die technische Kultur (z.B. Markl 1978, 1982/83, 1983, 1984; Mittelstrass 1982).

Ein vermittelnder Vorschlag könnte darauf hinauslaufen, den Zeitraum zwischen Neolithischer und Industrieller Revolution als eine Übergangsperiode zu interpretieren, in der Tendenzen auszumachen sind und sich auch partiell und temporär durchsetzen, die dann in der Moderne dominant werden. Tendenzen zur Überproduktivität aufgrund lokaler und regionaler Bevölkerungsvermehrung z.B. wurden immer wieder abgebremst durch gegenläufige Prozesse, durch Krankheiten und soziokulturelle Lebensorientierungen. Zerstörungen der Umwelt durch frühere Hochkulturen blieben geographisch begrenzt. Die neue Qualität der nach der *'Great Transformation'* zu registrierenden Phänomene besteht in deren exponentiellem Charakter (Wachstum von Bevölkerung, Produktivität, Umweltbelastung) und in deren universeller oder globaler Tendenz. Die Erde, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts endgültig *"rund"* geworden war, wie Hegel sagte, hat sich in unserem Jahrhundert in das *"Raumschiff Erde"* verwandelt, ein Begriff, den der amerikanische UN-Botschafter Adlai Stevenson 1965 prägte.

Aus alledem geht hervor, dass Zweifel an der Tatsache einer universalgeschichtlichen Zäsur im 18. und 19. Jahrhundert sowie an der Tiefe des Einschnitts für alle Bereiche des Lebens heute kaum mehr möglich sind; in welcher Form der Übergang auch immer stattgefunden haben und in welcher Theoriesprache man ihn auch beschreiben mag.

Jedem Forscher, der sich eingehend mit dieser Periode beschäftigt, begegnet dieses Faktum. Seine Bedeutung sollte auch einem Historiker geläufig sein, der sein Hauptinteresse auf die Zeit vor der *'Great Transformation'* richtet. Denn alle Versuche, Phänomene wie Verhaltensweisen und Handlungsmotive von Menschen jener Zeit allein mit unseren heutigen Begriffen zu beschreiben oder gar zu erklären, müssen scheitern oder zumindest unzulänglich bleiben.

Genau das stellte sich heraus, als das zu Beginn der 70er Jahre in Heidelberg entstandene Forschungsprojekt *'Basisprozesse und Organisationsproblem'*, das ursprünglich auf Arbeitergeschichte nach 1850 gerichtet war, in der zweiten Hälfte der 70er Jahre auf frühere historische Perioden ausgedehnt wurde. Die Erforschung von Protestbewegungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von Handwerksgesellenbewegungen im 18. Jahrhundert, von Bauernaufständen seit dem 16. Jahrhundert erforderte offenbar, wollte man sie adäquat erfassen, andere Begriffe und Kategorien als die Erforschung der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hinzu trat dann Ende der 70er Jahre die Konzipierung eines weiteren Projekts: Hier ging es um den fundamentalen Wandel der alltagskulturellen und ästhetischen Naturerfahrung, wie er seit Ende des 17. Jahrhunderts sich abzuzeichnen begann, um dann Mitte des 18. Jahrhunderts sich auszubreiten (Groh/Sieferle 1980). Der zunächst hypothetisch angenommene Zusammenhang von philosophisch-theologischem Theorienwandel und sozialgeschichtlichen Vorgängen einerseits sowie einem prinzipiellen Wandel in der Orientierung von ökonomischer Gesellschaftstheorie andererseits öffnete die Perspektive auf eine offenbar anthropologisch

tiefliegende kognitive Umorientierung, auf die endgültige Ablösung des aristotelisch-scholastischen Weltbildes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie sie sich z.B. im Niedergang und schliesslichen Verschwinden der Hausväterliteratur sowie in der Entstehung der klassischen Politischen Ökonomie zwischen Adam Smith und David Ricardo widerspiegelt. Hier haben wir es mit einem grundsätzlichen Wandel der Lebensorientierung zu tun, denn die sozialregulative, auf Aristoteles zurückgehende Idee des *"guten und richtigen Lebens"*, des alteuropäischen *"Nahrungsprinzips"* wurde durch die Richtungsmarken der sich entwickelnden und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich endgültig durchsetzenden Marktökonomie abgelöst. Sie lauteten: unbeschränktes Wirtschaftswachstum, Produktions- und Profitmaximierung, Tauschwert als letzter Massstab.

Aber nicht nur das Ernstnehmen der historischen Zäsur, von der oben die Rede war, verstärkte die Tendenz, in einem ersten Schritt, von dem ich hier Rechenschaft gebe, ein reduktionistisches Forschungsprogramm zu entwickeln. Hinzu trat noch eine andere Beobachtung: Selbst in Kulturen und Gesellschaften, die bereits stark stratifiziert sind sowie längst nicht mehr nach dem Muster einer Subsistenzökonomie im engeren, an den hier konstruierten Idealtypus angehörenden Sinn funktionieren, findet man Lebensorientierungen und Verhaltensweisen, die offenbar nur im Rückgriff auf Vorstellungen erklärt werden können, die mit subsistenzökonomisch geprägtem Verhalten und Handeln unablösbar verknüpft sind. Einige wenige Beispiele aus dem nichtagrarischem Bereich und aus jüngerer Zeit mögen hier genügen und gleichzeitig auch das Argumentum a fortiori bezüglich der davorliegenden Zeit für den agrarischen Bereich rechtfertigen: Das Verhalten von Handwerksgesellen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von hochqualifizierten Facharbeitern vor dem *"Gründerkrach"* von 1873, ja selbst noch von Ruhrbergarbeitern in den Hochkonjunkturphasen des letzten ökonomischen Zyklus vor dem Ersten Weltkrieg kann mit Kategorien nicht erklärt werden, die zentrale Regulative der modernen Marktökonomie bilden.

1.2 Neohistorismus und soziale Logik

Einer der Väter der modernen Geschichtsschreibung und des Historismus, Leopold von Ranke, wandte bekanntlich gegen die erste Modernisierungstheorie, die teleologische Geschichtsauffassung der Aufklärung, ein, dass *"jede Epoche unmittelbar zu Gott"* sei. Zeitgemäss könnte man das mit dieser Aussage verbundene Postulat variieren und als neohistoristisches Programm gegen modernisierungstheoretische Auffassungen wenden mit der Forderung, jede soziale Logik sei vor dem Anthropologen oder Historiker gleichwertig und müsse zunächst einmal gemäss den ihr immanenten Prinzipien rekonstruiert werden. Was ist aber diese soziale Logik?

Als soziale Logik bezeichne ich eine aus dem Ensemble handlungsorientierender Normen und verhaltenssteuernder Regeln rekonstruierbare je spezifische Rationalität. Denn Handlungen orientieren sich an gesellschaftlich sanktionierten Normen; Verhalten wird indes durch unbewusste Regeln gesteuert, die durch Traditionen überliefert werden und im Normalfall desymbolisiert, also nicht diskursfähig sind. Die soziale Logik, die spezifische Rationalität, die in unserer Gesellschaft herrscht, ist nur eine unter vielen möglichen.

Beginnen wir mit der Evidenz und ihrer möglichen Decodierung im Sinne des sozialen Regel- und Orientierungssystems, das wir als soziale Logik bezeichnet haben. Wenn Menschen nur das besitzen, was sie leichtfüßig über längere Strecken mit sich tragen können, also ihre zum Jagen und Sammeln notwendigen Gerätschaften, dann müssen sie nicht arm sein, obwohl sie nach unseren Standards am Rande äusserster Armut leben: Sie besitzen nämlich nur sehr wenige Gegenstände. Nach ihren eigenen Standards leben sie allerdings im Überfluss: Sie haben alles, was sie benötigen, nämlich Nahrung und Kleidung reichlich und brauchen nur zu 'arbeiten', um es sich zu verschaffen. Wenn Menschen nicht solange arbeiten, bis sie alles das besitzen, von dem wir meinen, es gehöre unbedingt zu einem lebenswerten Leben, obwohl sie viel Zeit haben, dann müssen sie nicht faul sein. Sie können ja Musse als einen höheren Wert betrachten als wir. Wenn Menschen keine Vorräte aufhäufen, obwohl sie solche in möglichen Notzeiten unserer Meinung nach sehr gut brauchen könnten, sondern wenn sie statt dessen mit ihren Überschüssen Feste feiern und sich scheinbar sinnloser Verschwendung hingeben, dann müssen sie nicht leichtfertig und kurzsichtig sein. Sie können ja aus langer Erfahrung gelernt haben, dass es für einen selber sicherer ist, anderen - Nachbarn, benachbarten Stämmen oder Dörfern - das, was man zuviel hat, zu geben, als es aufzubewahren, wo es oft verdirbt oder ein Raub von Tieren wird. Denn die Nachbarn revanchieren sich gerne dann, wenn sie auch eine gute Ernte eingebracht, einen guten Fang getan oder ein besonders grosses Tier erlegt haben. Wenn Menschen nicht zu Ackerbau und Viehzucht übergehen, sondern am altgewohnten Jagen und Sammeln oder an der nomadisierenden Viehzucht festhalten, obwohl sie doch die sogenannten Segnungen der angeblich höheren Kulturstufe Ackerbau und Sesshaftigkeit seit Jahrhunderten, manchmal sogar seit Jahrtausenden vor Augen haben, dann müssen sie nicht primitiv und rückständig sein. Vielleicht wissen sie, dass ihre Lebensform ihnen mehr Musse erlaubt oder in dem von ihnen bewohnten Gebiet mehr Überlebenssicherheit bietet als Sesshaftigkeit und Ackerbau. Und zwar, weil sie die Möglichkeiten, die ihnen die ökologische Nische bietet, in der sie leben, mit ihrer traditionellen Lebensweise nicht ganz ausnutzen, also unterproduktiv sind, und so z.B. bei nichtvorhersehbaren Klimaschwankungen noch über einen Sicherheitsspielraum verfügen.

Wenn Menschen sich als Ackerbauern hartnäckig weigern, z.B. die modernen hochgezüchteten und ertragreichen Getreidesorten anzubauen, um lieber ihre traditionellen Sorten, noch dazu in einem bestimmten Mischungsverhältnis, zu kultivieren, dann müssen sie nicht in dumpfen Vorurteilen befangen sein. Ähnliches gilt für das Beharren auf der traditionellen Einteilung der Acker- und Feldflur mit ihren zahlreichen kleinen und kleinsten Landstücken, die jeder modernen rationellen Bodenbearbeitung buchstäblich im Wege stehen. Auch in diesen Fällen kann es eine Einsicht sein, die längst nicht mehr sprachlich artikuliert wird, also desymbolisiert ist und in Traditionen und Regeln sich verfestigt hat: die Einsicht in das, was man in moderner Wissenschaftssprache Risikominimierungsstrategien nennen könnte. Doch davon später.

1.3 Ökonomische Anthropologie

Wir bewegen uns in einem Gebiet, das man seit den 1930er Jahren sich angewöhnt hat, "*ökonomische Anthropologie*" zu nennen und das inzwischen auf eine umfangreiche Bibliographie (Van der Pas 1973) zurückblicken kann. Zu ihren ersten Vertretern in den beginnenden 20er Jahren zählen so berühmte Anthropologen wie Richard Thurnwald (1923), der aus Polen stammende und dann in England lehrende Bronislaw Malinowski (1921), der Erforscher der polynesischen Trobriand-Insulaner, und der französische Anthropologe und Soziologe Marcel Mauss mit seinem 150-Seiten Essay über Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften mit dem Titel: "*Die Gabe*" (1923/24).

Die Erkenntnisse, die diese Unterdisziplin der Anthropologie oder Ethnologie in den folgenden Jahrzehnten gewann, vor allem aber die systematische Reichweite dieser Erkenntnisse, wurden dann in den 40er Jahren in eingängige Formeln gebracht. Der aus Ungarn stammende, zuerst in Wien und später in London lehrende Ökonom und Ethnologe Karl Polanyi veröffentlichte 1944 ein Buch mit dem Titel "*The Great Transformation*", womit er die Zeit zwischen ca. 1750 und 1850 in Europa meinte. In dieser Zeit habe sich in den okzidentalischen Gesellschaften das Ökonomische als eigene Institution, die wir heute *Wirtschaft* nennen, im wörtlichen Sinn herausgebildet. Polanyi sagt "*disembedded*". Vorher habe es nur "*embedded economies*" gegeben, das heisst, ökonomisches Handeln war stets in übergreifende soziale Handlungszusammenhänge und in übergreifende Institutionen "*eingebettet*". Ein autonomes Feld, das wir das ökonomische nennen, mit einer eigenen, nicht ausschliesslich handlungstheoretisch beschreibbaren Logik und einer eigenen Theorie, der modernen Ökonomietheorie, habe es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in unserer Kultur nicht gegeben. Andere Kulturen hätten es dann in einem Prozess, der bis in unsere Zeit reicht, teils freiwillig, teils gezwungen übernommen. Die von Polanyi begründete Richtung innerhalb der ökonomischen Anthropologie wurde die substantivistische genannt (Humphreys 1969, Valensi 1974); ihre Gegner, die Formalisten (z.B. Le Claire/Schneider 1968; Schneider 1970; Salisbury 1973), verfochten die universelle und überzeitliche Gültigkeit der modernen Ökonomietheorie (vgl. Röpke 1968). Mit im Zentrum der mehr empirisch orientierten Auseinandersetzungen standen und stehen Themen wie die Ausbildung von Märkten und die Entwicklung des Handels (z.B. Polanyi 1966, 1979, Polanyi u.a. 1957; Peukert 1978; Johnson 1980) sowie die Verbreitung von Reziprozität (z.B. Chrétien, Margarido, Murra u.a., Randless, Wachtel 1974).

Die Steinzeitökonomien oder andere Ökonomien, von denen hier die Rede ist, fallen alle unter die Kategorie der "*embedded economies*". Wenn wir von ihnen sagen, sie seien zum grossen Teil Subsistenzökonomien gewesen, die in ihnen Lebenden hätten oft Musse der Arbeit vorgezogen, um Zeit zum Miteinanderreden, zur Verehrung ihrer Ahnen, für rituelle Feiern usw. zu haben, sie hätten die Produktivität ihrer ökologischen Nische nur minimal ausgenutzt, sie hätten Strategien benutzt, um Risiken zu vermeiden, so sind das alles Aussagen in einer Sprache, die denen, über die wir sprechen, nicht zur Verfügung gestanden hat. Und zwar nicht etwa, weil deren Sprache zu primitiv gewesen wäre. Auch das Griechische, Lateinische oder die europäischen Sprachen bis ins 16. oder manchmal sogar bis ins 18. Jahrhundert kannten Begriffe wie Arbeit, Musse, Risiko, Ökonomie, Produktivität, Zeit in unserem Sinn nicht, obwohl es manche dieser Wörter bereits gegeben hat. Die Parole, die Walter Rathenau nach dem 1. Weltkrieg prägte: "*Die Wirtschaft ist unser Schicksal*", wäre aus

dem Munde des Perikles für seine Landsleute nicht nur unverständlich gewesen, der athenische Staatsmann hätte sie auch gar nicht formulieren können, weil ihm der Begriff in seiner Sprache nicht zur Verfügung gestanden hätte. Gleichwohl benützen wir heute analytische Kategorien, also Kategorien, von denen wir wissen, dass sie sich, wenn überhaupt, nur mit verhältnismässig grossem wissenschaftlichen Aufwand in der empirischen Welt anderer Kulturen nachweisen lassen. Wenn wir uns ständig bewusst sind, dass es sich nur um solche analytischen Kategorien handelt, nämlich um unser wissenschaftliches Sprachspiel, vermeiden wir einen modernistischen Fehlschluss. Ein nicht minder gravierender Fehlschluss wäre es allerdings, unser wissenschaftliches Instrumentarium, unsere Wissenschaftssprache zugunsten eines modischen Irrationalismus aufzugeben. Wir könnten dann nämlich nur ahnen oder erfühlen, dass andere Kulturen anders waren, auf welche Weise aber könnten wir ebensovienig begreifen, wie wir aus ihrem Verhalten und Handeln lernen könnten.

1.4 Subsistenzökonomien

Gleichsam den Prototyp solcher anderen, solcher eingebetteten Ökonomien im Sinne Karl Polanyis bilden die Subsistenzökonomien, unter die auch die von Marshall Sahlins (1972) beschriebene Steinzeitökonomie zu subsumieren ist. Sie folgen einer gänzlich anderen Logik als die moderne Marktökonomie, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert zuerst in Europa und Nordamerika, später dann in weiten Teilen der Erde durchgesetzt hat.

Als Subsistenzökonomie bezeichne ich solche Ökonomien, in denen die wichtigsten Mittel zum Leben und zum Überleben im weitesten Sinn im Haushalt, Dorf oder Stamm erzeugt werden und deren Handlungsorientierungen und Normen bestimmt werden durch das, was jeweils gruppenspezifisch als *"gutes und richtiges Leben"*, als *"ausreichende Nahrung"* und ähnliche sozialregulative Ideen definiert wird. Subsistenz umgreift immer sowohl die physische oder materielle als auch die soziale Existenz und meint nie die alleinigen materiellen Bedürfnisse im engeren, d.h. in unserem Sinn. Subsistenzökonomien sind also stets materiell und kulturell definiert, was angesichts der Tatsache, dass sie *"eingebettete"* Ökonomien sind, selbstverständlich ist. Auch Jäger-Sammler-Ökonomien und agrarische Subsistenzwirtschaften sind nicht identisch mit Autarkie, denn es gibt in solchen subsistenzwirtschaftlichen Zusammenhängen meist auch Märkte und Warentausch, sei es als Tausch von zufällig, d.h. aufgrund günstiger Witterungsbedingungen produzierter Überschüsse, sei es aufgrund planmässiger erzeugter Überschüsse. Betont man die kulturelle und soziale Seite des Lebenszusammenhangs Subsistenzökonomie, so fielen alle Wirtschaftsformen darunter, in denen sozialregulative Ideen vorherrschen, die primär auf Erfüllung von sozialkulturell definierten Bedürfnissen, die noch nicht auf das Wachstumsparadigma hin orientiert waren, und nicht primär auf die Erzielung von Gewinn in Richtung auf Wachstum ausgerichtet sind. Die traditionelle europäische Handwerksökonomie bis ins 18. Jahrhundert (Griessinger 1981) liesse sich dann z.B. auch einer so definierten Subsistenzökonomie zuordnen.

Vergleicht man eine derart definierte Wirtschaftsform mit unserer industriegesellschaftlichen, so stösst man auf erhebliche Unterschiede des Verhaltens



und Handelns. Liessen sie sich zumindest tendenziell in allen Subsistenzökonomien nachweisen, so wären sie ein Ausfluss von deren sozialer Logik. Ich meine, dass sich die soziale Logik von Subsistenzökonomien qualitativ von der sozialen Logik von kapitalistischen Marktökonomien unterscheidet. Als kategoriale Differenzen möchte ich für meine Zwecke hier folgende auswählen, wobei die zuerst genannten Begriffe jeweils für Subsistenzökonomien, die dann genannten für unser Wirtschaftssystem gelten: Unterproduktivität versus Produktionsmaximierung; Mussepräferenz versus Maximierung materiellen Nutzens aus höchstmöglicher Arbeitsleistung; Risikominimierung versus Ertragsmaximierung; Gebrauchswertorientierung versus Tauschwertorientierung; das Prinzip *'ausreichende Nahrung'* versus Profitprinzip; Gruppeneinkommen versus individuelles Einkommen. Die letzten beiden Kategorien, nämlich *'Nahrungsprinzip'* und Gruppeneinkommen, sind mit den ersten vier eng verbunden. Wir brauchen sie also nicht für sich zu behandeln. Ich kann mich deshalb auf Unterproduktivität, Mussepräferenz und Risikominimierung beschränken.

1.5 Forschungshypothesen und Verfahrensweisen

Die erste Hypothese im Rahmen meiner kategorialen Rekonstruktion lautet: Diese drei Kategorien sind für die Erklärung des Verhaltens und Handelns in Subsistenzökonomien zentral und grundlegend. Meine zweite Hypothese lässt sich etwa so formulieren: Dass man die Möglichkeiten einer ökologischen Nische nicht voll ausnutzt, dass man der Musse einen sehr hohen Wert zumisst, dass man Jagd- und Sammelaktivitäten, Weidestrategien und Anbautechniken derart wählt, dass auch bei ungünstigsten äusseren Bedingungen das Überleben der Gruppe, des Dorfes oder des Stammes gesichert ist, diese drei Verhaltensweisen hängen zusammen wie ein Regelsystem.

Das angewandte Verfahren der Kategorienbildung ist das in Anthropologie, Soziologie und Geschichte übliche der Konstruktion eines Idealtypus. So wie es einen Idealtypus mittelalterliche europäische Stadt, absolute Monarchie, parlamentarische Demokratie, kapitalistische Marktökonomie, *'sozialistische'* zentrale Verwaltungswirtschaft gibt, mit dessen Hilfe wir die Realität, die diesem Idealtypus nie entspricht, ordnen und untersuchen, so gibt es auch einen Idealtypus Subsistenzökonomie. Ideal, d.h. nicht in der Realität anzutreffen, ist jedoch nur der reine Typus, die Summe aller seiner einzelnen Eigenschaften in reiner Ausprägung, nicht jedoch die Eigenschaften selber und ihre Kombination. Die weitestgehende Annäherung an unseren Idealtypus treffen wir in der Realität dann an, wenn wir Jäger-Sammler-Kulturen und Waldbrachekulturen untersuchen, die nur geringe soziale Differenzierung und gar keine oder nur sehr schwach ausgeprägte politische Herrschaftsverhältnisse kennen. Infolge dieser gar nicht oder nur ansatzweise vorhandenen Differenzierung wird in ihnen auch kein ausserökonomischer Zwang ausgeübt, ein Mehrprodukt zu erwirtschaften; mit anderen Worten: mehr zu erzeugen als für den eigenen Bedarf notwendig ist. Denn die Ökonomie an sich hat keinen Surplus, kein Mehrprodukt (z.B. Carneiro 1961; Dalton 1960, 1963; Keyder 1974/75; Orans 1966; Pearson 1957; Rotstein 1961; Sachs 1966). Dieser ist immer Ergebnis ausserökonomischer, das heisst gesellschaftlicher und politischer Faktoren und nähert sich dem *"power optimum"* (Sauvy 1966). Das Fehlen etwa der Unterproduktivität, das Zurückdrängen der Mussepräferenz, das Ver-

nachlässigen von Strategien zur Reduzierung des Risikos müssen, wenn unser idealtypisches Modell richtig ist, also jeweils auf ganz konkrete Bedingungen innerhalb einer spezifischen Subsistenzökonomie zurückgeführt werden können.

Übergangsphänomene von der Subsistenzökonomie zur modernen Marktökonomie - oder stabile Typen, die sich zwischen beiden Ökonomieformen herausgebildet haben (Elwert/Wong 1980) -, die wir heute in der Dritten Welt allenthalben beobachten können, sind für unsere Untersuchung unter systematischen Blickwinkel besonders interessant. Denn treffen verschiedene soziale Logiken und die ihnen zugeordneten Strategien in denselben Gruppen oder Personen aufeinander, so lassen sich ihre jeweiligen Eigenarten sinnfällig demonstrieren (z.B. Bohannan/Bohannan 1968; Brookfield 1973; Elwert 1979, 1982; Elwert/Fett 1982; Firth 1939, 1959, 1966; Geertz 1963; Hill 1977; Lewellen 1978; Lingenfelter 1977; Migdal 1974; Salisbury 1970; Taussig 1980; Vincent 1982).

Ich will in einem nächsten Schritt mein reduktionistisches Verfahren noch weiter radikalisieren. Meine dritte Hypothese lautet dann, dass man die erwähnten drei Kategorien auf eine einzige, nämlich auf die Vermeidung oder Minimierung von Risiko reduzieren kann. Sollte sich eine solche Hypothese verifizieren lassen, so könnte man den *'harten Kern'* der sozialen Logik von Subsistenzökonomien und damit auch von deren Verhaltensregeln und Handlungsnormen mithilfe dieser einen Kategorie erklären.

Wäre die Risikominimierungsstrategie die zentrale Kategorie, dann stellte Unterproduktivität ihre Abbildung auf einer strukturanalytischen Ebene, Mussepräferenz ihre Abbildung auf einer kulturell-symbolischen Ebene dar. Denn Mussepräferenz ist auch lebensweltlich zugänglich, während Unterproduktivität eine analytische Kategorie ist, deren objektiver Sinn sich in subjektiven Sinnzusammenhängen durch kulturell-symbolische Praktiken höchst vermittelt zur Geltung bringt.

Derjenige Leser, der die jüngste Diskussion im Bereich von Evolutionstheorie (z.B. Markl) und Soziobiologie (z.B. Axelrod 1984; Lumsden/Wilson 1981; Ortner 1983; Spaemann/Koslowski/Löw 1984) verfolgt hat, wird bemerken, dass mein Erkenntnisinteresse letztlich auf eine allgemeine Theorie zielt, die zwischen Evolutionsbiologie und Anthropologie angesiedelt ist. Nur hiesse, eine solche Theorie bereits jetzt anvisieren, den zweiten Schritt vor dem ersten tun.

Es liegt auf der Hand, dass die aktuelle ökologische Krisensituation für die Entstehung des hier vorgelegten Programms auch ursächlich gewesen ist. Dies gilt ebenso für das oben kurz skizzierte Forschungsprojekt über den Wandel der Naturerfahrung in der Epoche der *"Great Transformation"* oder der *"Sattelzeit"*. Dort nahmen wir zunächst hypothetisch an, dass dieser Wandel mit der Ausbildung der modernen Marktökonomie und der ihr korrespondierenden ökonomischen Theorie zusammenhängt. Für letztere ist konstitutiv geworden, dass aus ihrem Horizont *'Natur'* als Grundlage ökonomischen Handelns mehr und mehr verschwindet; oder m.a.W., dass der vielleicht fundamentalste anthropologische Vorgang, nämlich Arbeit als *"Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur"*, von der Natur selbst abgekoppelt wird, wie sie lebensweltlich und bis dahin auch gesellschaftstheoretisch - z.B. noch bei den Merkantilisten und Physiokraten - begegnete und erfasst wurde. Ob jedoch die Aktualität des Entstehungszusammenhangs unseres Programms auch Problemlösungen für die heutige Situation garan-

tiert, diese Frage zu entscheiden, sehe ich vorerst nicht als meine Aufgabe an. Sie wäre in der oben erwähnten Abfolge der dritte Schritt. Mir geht es zunächst einmal darum nachzuweisen und zu zeigen, wie unsere Vorfahren vermocht haben, "ein Ziel zu erreichen, das wir noch immer nicht erreicht haben: die Beherrschung der gesellschaftlichen Naturbeherrschung durch die Gesellschaft." (Marshall Sahlins 1976, 221).

2. UNTERPRODUKTIVITÄT

2.1 Quantifizierungsprobleme

Als Unterproduktivität bezeichne ich das Phänomen, dass Menschen oder Tiere das von ihnen bewohnte Gebiet, ihre ökologische Nische, nicht bis zur höchstmöglichen Grenze ausnutzen, sondern deutlich unter dieser Grenze bleiben. Gegen die Theorie von Thomas Malthus, formuliert 1798 in dessen "*Essay on the Principle of Population*", könnte man sagen: 'checks' für die jeweiligen Populationen resultieren unter den hier untersuchten Bedingungen nicht daraus, dass sie die Obergrenze ihrer Nahrungsbasis überschreiten und sich infolgedessen durch Krankheiten und Kriege wieder drastisch reduzieren.

Unterproduktivität lässt sich auf eine Formel bringen, lässt sich quantifizieren, indem man von der 'Carrying capacity' oder Tragekapazität eines Gebietes ausgeht. Die Tragekapazität wird in Anthropologie und Biologie definiert als die Population, die von einem bestimmten Stück Land oder See, ihrer ökologischen Nische also, leben kann, ohne das ökologische Gleichgewicht auf Dauer zu stören. Die Obergrenze wird dabei mit 100 % angenommen. Nebenbei sei angemerkt, dass ein ökologisches Gleichgewicht nie ein stabiles, sondern stets ein dynamisches ist, und dass die Eigenart eines Ökosystems sich ständig verändert, sei es, dass eine neue Art in ihm auftritt, z.B. der Mensch, sei es, dass eine Art verschwindet. Die Tragekapazität eines Ökosystems wurde in der Regel von Gruppen und Stämmen, die von Jagd und Sammeln oder von Kulturen mit langer Waldbrache leben, nur zu einem Prozentsatz ausgenutzt, der zwischen 10 und 70 % schwankt (z.B. Hayden 1975; Lee/De Vore 1968; Polgar 1975; Rappaport 1971; Sahlins 1972, 41-100; Zubrow 1975). Alfred Sauvy (1966) bezeichnet einen solchen Nutzungsgrad als "*optimum economic population*".

2.2 Verhältnis von Unterproduktivität zu Mussepräferenz und Risikominimierung

Unterproduktivität, definiert als eine geringere Ausnutzung der Tragekapazität einer ökologischen Nische durch die darin Lebenden, scheint aufs engste mit der Bevorzugung von Musse und mit der Vermeidung von existenzbedrohenden Risiken zusammenzuhängen. Man kann sogar weitergehen und vermuten, dass Unterproduktivität auf Mussepräferenz und Risikominimierungsstrategien reduzierbar

ist. Ich stütze die Reduzierbarkeitsvermutung mit folgenden Begründungen.

- 1) Zuerst zum Zusammenhang von Unterproduktivität und Mussepräferenz: Je höher man die Tragekapazität auslastet, desto geringer ist der Ertrag pro Einheit, etwa einer Stunde, der aufgewendeten Arbeit. Er entfernt sich immer mehr vom "*economic optimum*" (Sauvy 1966). Formuliert man diesen Satz im Lichte der modernen Ökonomietheorie, so lautet die gesetzesförmige Aussage: Der Grenznutzen der Arbeit nimmt jenseits einer Ausnutzung der Tragekapazität von 50 % immer rascher ab. Verschärft wird diese Wirkung noch durch folgende Tatsache: Bei einer hohen Ausnutzung der Tragekapazität bis gegen 100 % kann sich die Ausnutzung von Jagd-, Sammel- und Fischgründen oder von Weide- und Ackerböden nicht nur auf die ertragreichsten beschränken, sondern muss sich auch auf die Grenzflächen ausdehnen. Setzen wir dieses Gesetz nun zur Tatsache in Beziehung, dass Menschen in Subsistenzökonomien Musse mit als höchsten Wert einstufen, so wird deutlich, warum, falls kein Bevölkerungsdruck oder politischer Druck vorhanden ist, die Tragekapazität nicht voll ausgenutzt wird: Der Arbeitsaufwand für den Lebensunterhalt stiege andernfalls sehr schnell an.
- 2) Als nächstes möchte ich den Zusammenhang von Unterproduktivität und Risikominimierungsstrategien kurz skizzieren. Je höher die Tragekapazität einer ökologischen Nische unter normalen Bedingungen ausgelastet wird, desto geringer sind die Reserven für den Fall, in dem ungünstige und praktisch unvorhersehbare Bedingungen, wie z.B. extreme meteorologische Schwankungen, die Nahrungsbasis drastisch vermindern. Das heisst, im Not- oder Katastrophenfall bietet die geringe Ausnutzung der Ressourcen (gleich Unterproduktivität) die Möglichkeit, über Raum- und Nahrungsreserven zu verfügen. Der damit aufgewiesene Zusammenhang steht in offenbarem Widerspruch zur Definition der Tragekapazität, wie ich sie zuerst gegeben habe.

Ein solcher Widerspruch lässt sich jedoch auflösen, wenn man folgende Überlegungen anstellt:

- a) Die Grenzen der Tragekapazität einer ökologischen Nische sind sowohl in Richtung auf den höchsten als auch auf den niedrigsten Ertrag äusserst elastisch. Mit anderen Worten: Umwelt ist stets von zeitlich variabler und komplexer zyklischer Natur. Eine solche Variabilität und Komplexität kann noch gesteigert werden, denn die mittelfristigen Durchschnittswerte, die wir als Tragekapazität definieren, sind technisch beeinflussbar: man kann Konkurrenten ausschalten, neue Nahrungsmittel entdecken, einführen oder geniessbar machen, z.B. indem man sie kocht.
- b) Die Tragekapazität einer ökologischen Nische ist ein wissenschaftlich mithilfe statistischer Methoden aus Ober- und Unterwerten ermittelter Durchschnittswert, also ein analytisches Instrument, das den in ihr Lebenden gar nicht zugänglich ist. Für Risikovermeidungs- oder minimierungsstrategien, die die Überlebens- und Vermehrungschancen einer Gattung erhöhen, sind solche Mittelwerte aber irrelevant. Die Evidenz dieses Arguments erhellt am besten aus einem Gedankenexperiment: Eine Orientierung an solchen Durchschnittswerten, wären sie ihr je zugänglich gewesen, hätte über kurz oder lang zum Untergang jeder Population geführt.

Trotzdem scheint es mir nicht sinnvoll, auf den Begriff der Tragekapazität wegen des Einwands zu verzichten, er sei allein ein analytisches Instrument. Denn ist man sich seiner mangelnden Reichweite bewusst, ist er sicher für wissenschaftliche Untersuchungen nützlich. In unserem Fall etwa bringt

er eine Tendenz sämtlicher Ökonomien, die nicht unter dem Zwang stehen, ein Mehrprodukt zu erzeugen, zum Vorschein: Solche Ökonomien nutzen in der Regel die Tragekapazität nur bis zu einem Grad aus, der weit unter der oberen Grenze liegt (z.B. Löfgren 1976; Thompson 1979; Wrigley 1969, 39-53, 108-131).

3. MUSSEPRÄFERENZ

3.1 Quantifizierungsprobleme

Die Mussepräferenz ist der Vorzug oder der hohe Nutzen, den die in Subsistenzökonomien Lebenden der Nichtarbeit einräumen. Von Entwicklungsökonomern wird eine solche Wertschätzung oft als verborgene Arbeitslosigkeit angesehen. Über eine solche, allzu ethnozentrische Perspektive sind Autoren wie Colin Clark und Margaret Haswell allerdings hinaus (1970, 139): *"Der Entwicklungshelfer, der versucht, den Subsistenzbauern dahin zu bringen, viel länger zu arbeiten, als er es heute tut, muss ihm als Entgelt einen hohen Grenznutzen pro Arbeitsstunde anbieten. Stellt für den Subsistenzbauern seine Musse also einen Wert dar? Einige Ökonomen haben diese Frage allzusehr verneint. Aber untersucht man dieses Problem näher, macht eine solche Antwort kaum Sinn. Wenn Musse wirklich keinen Wert hätte, dann würden Menschen für nichts oder für beinahe nichts arbeiten. Die seltsame Tatsache, dass an sämtlichen Orten und zu sämtlichen Zeiten, über die wir Bescheid wissen, auch der arme Landarbeiter nicht für weniger als das Äquivalent von ca. 3 kg Getreide pro Tag arbeitet, gibt uns ein interessantes, wenn auch nur annäherndes Mass für den Wert an die Hand, den sehr arme Menschen ihrer Musse zumessen."*

Eine weitere Möglichkeit, sich eine Vorstellung quantitativer Art vom Arbeitsaufwand in Subsistenzökonomien zu bilden, bietet die Messung der durchschnittlichen Arbeitsleistung pro Tag. Hier ist jedoch eine Einschränkung zu machen: Wie wir wissen, gibt es den Begriff Arbeit in solchen Wirtschaftsformen nicht; Menschen arbeiten auch nicht in unserem Sinn so, dass Arbeit zeitlich exakt messbar wäre. Arbeit ist "eingebettet" in vielfältige Kommunikationsweisen bis hin zu religiösen Ritualen. Die sorgfältigste Messung kann uns also nur Anhaltswerte an die Hand geben, die tendenziell eher zu hoch als zu niedrig liegen. Liest man die anthropologische Literatur im Hinblick auf diese Frage, so erreicht der durchschnittliche Arbeitsaufwand in Ökonomien auf Jäger-Sammler-, Hirtennomaden- oder agrarischer Basis, natürliche ohne Surplus erzwingende Institutionen, eine bis allerhöchstens vier Stunden pro Tag umgerechnet auf das gesamte Jahr (z.B. Boserup 1965, 24-28; Clark/Haswell 1970, 38-56; Lee 1968; Lee/De Vore 1968, 1976; Sahlin 1972, 51-69).

Die Bevölkerungsdichte schwankt bei diesen Wirtschaftsweisen zwischen einer Person pro Quadratkilometer in reinen Jägerkulturen und über 80 Personen pro Quadratkilometer bei bestimmten Brandrodungskulturen (z.B. Clark/Haswell 1970, 93-130; Hardesty 1972). Das Produktivitätskriterium, d.h. der Energie-

aufwand in Beziehung gesetzt zum Energieertrag, ergibt für eine Kalorie Aufwand bis zu 50 Kalorien Ertrag; ein in moderneren, 'fortgeschritteneren' Wirtschaftsformen allenfalls in China erreichtes Ergebnis.

3.2 Die Wirkung technologischer Innovationen und das Problem der Neolithischen Revolution

Eine Probe auf die Triftigkeit der Annahme, dass die hohe Wertschätzung der Musse ein zentrales Moment der hier behandelten Subsistenzökonomien darstellt, ist die Reaktion solcher Kulturen auf die Einführung von neuen technischen Möglichkeiten. Hierzu nur zwei Beispiele. Die Reaktion kann verlaufen wie in dem von Richard Salisbury (1962) geschilderten Fall der Einführung von Stahl-äxten bei den Siane auf Neuguinea, bei einem Stamm, der Brandrodung praktiziert. Salisbury berichtet, dass die Siane diese technische Innovation ausschliesslich dafür benutzten, um die Arbeitseffizienz, d.h. um das Verhältnis zwischen aufgewendeter Arbeit und Ertrag zu erhöhen, nicht aber dazu, um mehr zu erzeugen als bisher. Das wäre auch insofern sinnlos gewesen, weil die Produktion über den unmittelbaren Bedarf hinaus verrottet wäre. Die für den Lebensunterhalt notwendige Arbeitszeit wurde um ein Drittel reduziert, so dass mehr Musse zur Verfügung stand, um Zeremonien und Feste zu feiern, rituelle Kämpfe zu veranstalten und anderes mehr.

Oder die Reaktion kann verlaufen wie bei den gut erforschten Kalahari-Buschmännern, die ethnologisch und linguistisch den San zugehören (Lee 1968; Lee/De Vore 1976). Sie sehen sich durch ihre Nachbarn mit einer technologischen Innovation, dem Ackerbau, konfrontiert, der evidentermassen einen höheren Arbeits- sprich Zeitaufwand erfordert und eine Veränderung der gesamten Lebensweise bedeutet. Sie mussten zwar angesichts ihrer Umwelt komplizierte Strategien entwickeln, um sich in der Trockenzeit ausreichend mit Wasser zu versorgen, Nahrung haben sie aber im Überfluss, wobei bestimmte Nussarten bei einigen Gruppen Grundnahrungsmittel sind. Als Richard Lee einen Dobe !kung-Buschman fragte, warum seine Gruppe sich nicht wie ihre Nachbarn vom Ackerbau ernährte und statt dessen jagte und sammelte, antwortete dieser: *"Why should we plant, when there are so many mongongo nuts in the world?"* Voraussetzung für solche Reaktionen im Sinne der Mussepräferenz ist natürlich die Tatsache, dass Ressourcen gleich Land reichlich zur Verfügung stehen, weil kein Bevölkerungsdruck vorhanden ist, sowie dass Arbeit und Zeit keine knappen Güter darstellen. Deren Knappheit (wie die jeder anderen Ressource auch) ist ja das Hauptaxiom der heute herrschenden ökonomischen Theorie. Sie definiert ökonomisches Handeln folgendermassen: Wenn alle Individuen nach höchstmöglichem Nutzen streben, der jeweils noch zu bestimmen ist, dann ist ökonomisches Handeln die Entscheidung darüber, an welcher Stelle knappe Mittel eingesetzt werden können, um eben den höchsten Nutzen zu erzielen. Oder, anders ausgedrückt: Wenn alle Individuen Nutzen optimieren, ist ökonomisches Handeln die optimale Allokation knapper Ressourcen.

Die geschilderten und die Reaktionen, die die einschlägige Literatur reichlich verzeichnet, sind auch ein Beleg für Richard Wilkinsons (1973) These, dass nur Kulturen, die ökologisch, soziokulturell oder auf andere Weise aus dem Gleichgewicht und deshalb in "poverty" geraten, Angebote grösserer technologischer Effizienz in Entwicklungen technischer, organisatorischer oder ökonomischer Art, nach unserer Definition in Fortschritt umsetzen.

"Progress" resultierte dann nicht aus Überfluss, sondern im Gegenteil aus "poverty". Ein Blick in die Geschichte scheint diese These zu bestätigen. So sind offenbar die Anfänge der Industriellen Revolution mit einer Energiekrise - Holzknappheit! - ursächlich verbunden (Sieferle 1982).

Was die Neolithische Revolution betrifft, die ja nicht nur als technologische Innovation, sondern auch als fundamentaler Wandel menschlicher Lebensformen aufgefasst werden muss, bedarf es einer etwas längeren Begründung. Die ältere Forschung zu dieser menschheitsgeschichtlichen Zäsur hatte, um sie zu erklären, vergeblich universale Modelle entworfen und im Rahmen dieser Bemühungen Übergangsformen, Zwischenstadien, "missing links" entdeckt (z.B. Lips 1953). Sie blieb aber grundsätzlich einem Interpretationsmodell verhaftet, das den Übergang zu Sesshaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht als Fortschritt zu einer 'höheren' Form der Kultur begriff. Erst als man die Lebensform der Jäger-Sammler-Kulturen historistisch ernstnahm und unter ökologischen und anderen Gesichtspunkten als optimal erkannte, konnte man die richtige Frage stellen, nämlich die, welcher Grund oder welche Gründe denn als Ursache dafür in Frage kommen, eine optimale Lebensform aufzugeben. Logischerweise muss es sich um eine Krise gehandelt haben. Relativ schnell wurde eine weitgehende Einigung darüber erzielt, dass eine notwendige, wenn auch noch keine hinreichende Bedingung für die Neolithische Revolution die Erwärmung nach der letzten Eiszeit und ihre Folgen für Klima, Vegetation und Wildbestand gewesen sein muss. Diese Veränderungen haben offenbar an einigen Stellen der Erde den homo sapiens sapiens, der vor ca. 40000 Jahren aufgetreten ist, zum ersten Mal mit einer Subsistenzkrise konfrontiert.

Die Forschungsdiskussion erhielt dann Mitte der 60er Jahre von aussen, von der Entwicklungsökonomie (Boserup 1965) neue Anstösse (z.B. Spooner 1972; Reed 1977). Aber auch sie endete, sehe ich recht, in einer Sackgasse; was durch die Fragestellung vorprogrammiert war, ob nun die Bevölkerungsvermehrung, die sich in Bevölkerungsdruck auf die Nahrungsbasis (z.B. Cohen 1977) umgesetzt habe, die Ursache für den Übergang zu Sesshaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht gebildet habe. Wogegen übrigens einige Forscher sofort einwandten, dass man aufgrund der Quellenlage gar nicht entscheiden könne, ob nicht umgekehrt die teilweise zu beobachtende Bevölkerungsvermehrung eine Folge dieses Übergangs gewesen sei. (Allgemein z.B. Binford/Binford 1968; Cowgill 1975; Flannery 1973; Higgs 1972; Hutchinson/Clark/Joep/Riley 1977; Megaw 1977; Polgar 1975; Renfrew 1973; Sieveking/Longworth/Wilson 1976; Tax/Freeman 1977; Ucko/Dimbleby 1969; Ucko/Tringham/Dimbleby 1972). Als Sackgasse entpuppte sich nämlich die Fixierung auf zwei unabhängige Variablen - Umwelt und Demographie - sowie auf ein einfaches Ursache-Wirkung-Modell. Die neuere, theoretisch inspirierte und empirisch gut fundierte Forschung (z.B. Plog 1974; Bray 1976 + 77) arbeitet mit dem aus der biologischen Evolutionstheorie bekannten dynamischen Systemmodell, spricht von "incipient agriculture" und dem "point of no return" zu vormaligen Lebensformen, der während einer drei- bis sechstausendjährigen Evolution vom Jagen und Sammeln zu Ackerbau und Tierhaltung einmal erreicht worden ist. Bevölkerungsdruck mag dann die Ursache dafür gewesen sein, dass der "point of no return" überschritten wurde, nicht aber die Ursache zur Initiierung des Prozesses, der schliesslich zur Neolithischen Revolution geführt hat. Denn auch der Beginn dieses Prozesses lässt sich nicht mithilfe eines Ursache-Wirkung-Modells erklären.

3.3 Materielle und soziale Ressourcen

Die Siane, von deren Reaktion auf die Einführung von Stahläxten, und die Dobe !kung, von deren Ablehnung des Ackerbaus oben die Rede war, folgten offenbar der Idee des *'guten und richtigen Lebens'*, als sie technologische Innovationen entweder dazu ausnutzten, weniger als bisher zu arbeiten, oder aber nicht übernahmen, weil sie dann hätten mehr arbeiten müssen. Diese Idee orientiert sich immer am materiellen und sozialen Leben. Eine solche wissenschaftliche Unterscheidung wird allerdings nur von uns getroffen, denn in der hier untersuchten Ökonomieform gibt es die Unterscheidung zwischen Arbeit und Interaktion oder zwischen instrumentellem und kommunikativem Handeln nicht. Um die soziale, die kommunikative Seite des Handelns aufrecht zu erhalten und fortzusetzen, oder, anders ausgedrückt, um sie zu reproduzieren, werden periodisch Feste gefeiert und religiöse Rituale zelebriert. Alle diese Handlungen sind nicht nur solche reiner Kommunikation untereinander, mit den Ahnen, mit höheren Wesen oder Göttern. Man benötigt für sie ausserdem eine Menge Zeit und auch beträchtliche Mengen an Nahrungsmitteln und Getränken. Funktional betrachtet erfüllen solche Feste, Feiern und Rituale vor allem den Zweck, die Gruppenidentität und damit den Gruppenzusammenhalt und die Gruppensolidarität (vgl. Elwert 1982) zu stärken. Über die meist weitverzweigten Verwandtschaftsverhältnisse hinaus wird damit das soziale Netz gegenseitiger Hilfe stets wieder neu geflickt und gestärkt. Ohne dieses Netz wäre auch die rein materielle Subsistenz auf Dauer nicht gesichert. Wir wollen das, was eben skizziert wurde, den Komplex sozialer Ressourcen nennen.

Er gehört einmal in den Zusammenhang von Mussepräferenz, weil für seine Aufrechterhaltung in kommunikativen Akten ein grosser Zeitaufwand erforderlich ist. Dann gehört dieser Komplex sozialer Ressourcen in den Zusammenhang der Vermeidung von das Überleben bedrohender Risiken, denn der dafür getriebene hohe Aufwand an Zeit und Mitteln kommt der Daseinssicherung zugute. Da es ohne die Bevorzugung der Musse wohl kaum genügend Zeit für das Miteinanderreden, das Miteinanderfeiern, das miteinander die höheren Wesen Anbeten in dem Umfang gäbe, wie es in solchen Gesellschaften notwendig ist, um die sozialen Sicherheitsnetze zu erhalten und zu verstärken, kann man annehmen, dass Mussepräferenz als kulturelles Phänomen auf Risikovermeidung reduzierbar ist.

3.4 Probleme der Anwendung 'formalistischer' Theorien

Ökonomietheoretisch ist Mussepräferenz als *'backward sloping supply curve of labour'*, als fallendes Angebot von Arbeit bei steigenden Löhnen, oder allgemeiner: bei steigendem Arbeitsertrag formalisierbar (z.B. Clark/Haswell 1970, 140; Lipton 1968b, 329; Schultz 1964), oder aber mit dem von dem russischen Ökonomen Alexander Čajanov entwickelten, oder besser: aus seiner *"Theorie der bäuerlichen Wirtschaft"* ableitbaren Instrumentarium demonstrierbar (1923, 1966).

Čajanovs Theorie ist der Analyse von Subsistenzökonomien angemessener, weil sie folgende Vorzüge aufweist:

- 1) Die ökonomische Einheit bildet nicht das wirtschaftende Individuum, sondern die Haus- oder Familienwirtschaft und zwar als Produktions- und Reproduktionsgemeinschaft.
- 2) Die ökonomische Beziehungsgrösse wird gebildet durch das Gesamteinkommen der Haus- und Familienwirtschaft im Jahres- oder in einem anderen Zyklus. An ihm orientieren sich also Überlegungen bezüglich von Arbeitsaufwand und Ertrag.
- 3) Die ökonomische Steuerungsgrösse ist die von Daniel Thorner (1966) eingeführte Labor-Consumer-Balance (= LCB). Die Obergrenze der Bedürfnisse (C), die verhältnismässig starr ist und sowohl materiell als auch soziokulturell definiert wird, bestimmt den Aufwand (L), der sehr elastisch ist, aber nur bis zum Erreichen von C, nach dessen Erreichen kaum mehr gearbeitet wird, was die typische Balancesituation herbeiführt.

Die von der heute gängigen Mikrotheorie als universell gültig angenommene Voraussetzung, alle Individuen optimierten Nutzen, trifft zwar auf Subsistenzökonomien dann zu, wenn man Musse als Nutzen definiert, aber die als ebenso universell gültig angenommene Definition, ökonomisches Handeln sei die optimale Allokation knapper Ressourcen, trifft auf Subsistenzökonomien nicht zu, denn die Rede von Arbeit und Zeit als knappen Gütern macht in solchen Ökonomien in der Regel keinen Sinn.

Eine andere Barriere, die in Subsistenzökonomien die Anwendung moderner Mikrotheorie erschwert, oder, wie manche Autoren meinen, gänzlich verhindert, ist die sozialregulative Idee des *'guten und richtigen Lebens'*. Sie wird konkretisiert gemäss den Standards der jeweiligen Gruppe, und diese Standards orientieren sich immer, wie oben bereits gesagt, an der Reproduktion des materiellen und sozialen Lebens. Diese analytische Unterscheidung verweist aber genau auf das Problem einer *'formalistischen'* ökonomischen Reduktion: Die Kosten eines Festes z.B. bringen Nutzen in Form *"symbolischen Kapitals"* (Bourdieu) und, nicht zu vergessen, Freude und Spass. Wieviel von diesen Kosten kann als investiv, wieviel kann als konsumtiv definiert werden? Allgemeiner ausgedrückt handelt es sich um das Problem, verschiedene Gebrauchswertgrössen auf eine einzige Qualität zu reduzieren, eine Reduktion, die man empirisch erst in modernen Marktökonomien vornehmen kann (Elwert/Wong 1980).

4. RISIKOMINIMIERUNGSSTRATEGIEN

4.1 Evolutionsgeschichtliche Aspekte

Nach den als Mussepräferenz bezeichneten Arbeitsvermeidungsstrategien nun zu den Risikominimierungsstrategien. Zwar waren, wie wir heute wissen, Mangel und Not nicht ständige Begleiter unserer Vorfahren in ihrer langandauernden Geschichte. Gleichwohl bildete deren Vermeidung ihre dauernde Sorge. Die durch Tradition, Erfahrung und Lernen eingeübten Verhaltensweisen, die am besten mit dem Begriff des "*Habitus*" im Sinne Bourdieus zu beschreiben sind, kumulierten sich zu einer Strategie. Lernen durch trial and error war bei der Ausbildung solcher Überlebensstrategien nur begrenzt möglich, da Lernprozesse mit tödlichem Ausgang einen bestimmten Anteil nicht überschreiten durften, sollte die Gattung überleben. Risikominimierungsstrategien wirkten sich evolutionsgeschichtlich positiv aus, da sie die Überlebens- und Vermehrungschancen eines bestimmten Habitus erhöhten. Offenbar gehört auch der von der Soziobiologie in den letzten Jahren untersuchte '*Mutualismus*' in der Tierwelt ins Repertoire einer solchen Strategie (z.B. Axelrod 1984; Cambridge Socio-biology Group 1982; Fox 1975; Krebs/Davis 1978, 1981). Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass die starke Betonung des Vorherrschens von Risikominimierungsstrategien die Plastizität des Verhaltens der Arten etwas unterbewertet. Vielleicht ist "*risk avoiding*" nur ein Weg, denn es gibt auch Arten, die sehr "*risk prone*" operieren. Die hinter beiden '*Strategien*' sich zeigende Tendenz zur Stabilisierung ist vielleicht das Hauptprinzip der Evolution. Was die Anthropologie betrifft, so bilden Risikominimierungsstrategien den '*harten Kern*' der sozialen Logik vormoderner Gesellschaften oder Ökonomien. Wie wir gesehen haben, hängen sie sehr eng mit Unterproduktivität und der Bewertung der Musse als hohem Nutzen zusammen, oder letztere, so könnte man vermuten, lassen sich sogar auf erstere reduzieren.

Das auf den ersten Blick oft unerklärlich anmutende Verhalten und Handeln der in Subsistenzökonomien Lebenden kann nur dann entschlüsselt werden, wenn man diesen harten Kern zum Angelpunkt der Untersuchung macht. Das alles andere in den Hintergrund drängende Bestreben. Risiken möglichst niedrig zu halten, kann aber nie allein unter instrumentellen oder technischen Gesichtspunkten (und das heisst auch unter einer '*ökonomischen*' Perspektive in unserem Sinn) betrachtet werden. Eine solche Betrachtungsweise ist auch deshalb zu eng, weil kommunikatives Handeln ein integraler Bestandteil solcher Strategien ist: Sie beziehen sich nämlich stets auf die Gruppe und nie auf den Einzelnen. Unter dem Gesichtspunkt der Risikominimierungsstrategien kann man einige weitverbreitete Praktiken betrachten und in ihrer Funktion z.T. auch erklären.

4.2 Tauschsysteme

Etwa die komplizierten Tausch- und Geschenkgeregeln sogenannter primitiver oder archaischer Gesellschaften, die Marcel Mauss in seinem "*Essai sur le don*" (1923/24) als erster systematisch untersucht und in ihrer zentralen Funktion für solche Gesellschaften gewürdigt hat. Das Netz gegenseitiger Hilfe, das mit dem des Gabentausches weitgehend identisch ist, wird durch sie noch

weiter gespannt und durch Magie und Rituale religiös gleichsam abgesichert. Tausch bedeutet ja, ökologisch betrachtet, eine geographische Erweiterung der Tragekapazität einer ökologischen Nische und damit gleichzeitig eine Verminderung des Risikos. Die Verteilungs-, Schenkungs-, ja Vernichtungsorgien, die letztlich wohl auch unter Gabentauschpraktiken zu subsumieren sind, wurden von Mauss und anderen Anthropologen nach ihm als demonstrative Mittel interpretiert, soziale Differenzierungen zu verstärken, sowie Prestige und Macht zu erwerben und zu sichern. So gesehen, sind sie nicht nur unter Risikominimierungsstrategien zu subsumieren, sondern sie sind Ausdruck einer komplexeren Stufe sozialer Evolution.

Analysiert man solche "Praxis" im Lichte zentraler Begriffe der Theorie Pierre Bourdieus wie "symbolisches Kapital" und "symbolische Gewalt", so wird hinter der "sozialen Alchemie", in deren Dienst der Prestige- und Machterwerb steht, sichtbar, welche immensen Anpassungsleistungen an stark zyklische Umweltbedingungen z.B. solche Phänomene wie Akkumulation, Verausgabung und Transfer von "symbolischem Kapital" darstellen. Eine "allgemeine Wissenschaft der Ökonomie praktischer Handlungen", wie sie Bourdieu (1976) programmatisch entwirft, untersucht mit den Reproduktionsbedingungen von Gesellschaften, wenn sie auf möglichst optimaler ökologischer Anpassung beruhen, auch deren Risikominimierungsstrategien.

Zu den institutionalisierten Tauschsystemen gehören, wenn ich recht sehe, auch die Verwandtschaftssysteme. Die Komplexität solcher Systeme wird von manchen Anthropologen als adaptive Antwort auf äusserst unberechenbare materielle Produktionsbedingungen interpretiert. Eine vermehrte Zahl von Verwandtschaftsgruppen, wie man sie in den Steppen und Wüstensteppen Australiens antrifft (z.B. Peterson 1972; Yangoyan 1968, 1972) ermöglichen es offenbar, komplexere Netze von gegenseitigen Verpflichtungen und Austauschprozessen zu knüpfen. Auch in einem solchen Fall handelt es sich um soziale Risikominimierungsstrategien.

4.3 Formen der Aneignung von Natur

Risikominimierungsstrategien können wir auch bei spezifischen 'Eigentums' - und Aneignungsformen von Natur, d.h. von Territorien, wie man sie bei Jäger-Sammler-Populationen vorfindet, vermuten. Bei der Untersuchung von Stämmen, die in verschiedenen Ökosystemen leben - z.B. die Pygmäen in einem allgemeinen Ökosystem, dem Äquatorwald, die Buschmänner in einem speziellen Ökosystem, der Baumsavanne, und die Aranda im Süden Australiens ebenfalls in einem speziellen Ökosystem, den Wüstengebieten -, werden verschiedene Formen ökologischer Determiniertheit sichtbar, die allerdings stets mit dem determinierenden Einfluss der in solchen Gesellschaften jeweils vorhandenen produktiven Fähigkeiten zusammenwirken. Unterschiedliche ökologische Gegebenheiten stellen ähnliche Probleme der Anpassung, auf die es immer mehrere mögliche Antworten gibt. Letztere sind aber insgesamt, d.h. weltethnographisch gesehen, begrenzt und zahlenmässig gering: feste Territorien ohne feste Horden, feste Territorien und feste Horden, Reproduktion der gleichen Heiratsverbindungen und geschlossene Verwandtschaftsgruppen, beständige Suche nach neuen Heiratsverbindungen und offene Verwandtschaftsgruppen (z.B. Godelier 1978 a+b). Als

Regel kann man mit aller Vorsicht folgende Formel aufstellen: Je schwieriger die Umweltbedingungen, also je grösser das Risiko für die Reproduktion der Gruppe, desto differenzierter und komplexer die Aneignungs- und 'Eigentums'-formen. Die stärkere Differenzierung und grössere Komplexität dient hier eindeutig einer grösseren Streuung des Risikos. Die in diesem Sinn zielgerichtete Erweiterung des (Sicherungs-)Netzes nenne ich die soziale Seite der Risikominimierungsstrategie.

4.4 Quantifizierungsprobleme

Ich will mich jetzt einem hochkontroversen Problem zuwenden: Ist es möglich, Risikominimierungsstrategien in Subsistenz'ökonomien' mittels quantifizierender Verfahren zu analysieren? Selbstverständlich geht es bei dieser Frage allein um solche Strategien, die die materielle Reproduktion sichern. Es gibt gewichtige Einwände gegen den Sinn oder sogar die Möglichkeit, Handlungsregeln, die Ergebnis einer von den unseren grundsätzlich verschiedenen Rationalität sind, mithilfe solcher Verfahren zu analysieren. Sie werden vor allem von den Substantivisten vorgebracht, die auf der totalen Andersartigkeit nichtkapitalistischer 'Ökonomien' insistieren, die eben noch nicht ausdifferenziert und strukturell "eingebunden" sind. Die Formalisten beharren ihnen gegenüber auf der von Zeit und Ort unabhängigen, also universellen Anwendbarkeit moderner Ökonomietheorien. Lassen wir hier die seit den 1950er Jahren die ökonomische Anthropologie beherrschende Substantivisten-Formalisten-Kontroverse beiseite und gehen von der simplen Überlegung aus, dass es zumindest heuristisch sinnvoll sein könnte, quantifizierende Methoden in diesem Bereich anzuwenden.

Einige subsistenzökonomische Risikominimierungsstrategien lassen sich mittels der Spieltheorie im Anschluss an von Neumann und Morgenstern (1944; Jochim 1976; Rapoport 1966) quantifizieren. Man kommt meist zu dem Resultat, dass das empirisch beobachtete Verhalten jenem Verhalten sehr nahekommt, das man aufgrund der vorliegenden Daten als optimales Verhalten berechnen kann. Solche Berechnungen sind u.a. angestellt worden für Fischer auf Jamaica (Davenport 1960), für Bauern und Rinderhirten in Obervolta und Ghana (Gould 1963) und für ein indisches Dorf (Lipton 1968 a+b). Voraussetzung für die Anwendung der Spieltheorie in diesem Bereich ist die Annahme, Menschen würden ein Spiel gegen die Umwelt oder gegen die Natur spielen. Dafür kommt u.a. ein Zwei-Personen-Nullsummen-Spiel in Frage. Nehmen wir aus Gründen der Vereinfachung an, die eine Seite, die Natur, verfüge jeweils über zwei Strategien wie etwa extreme Trockenheit - extreme Nässe oder schwache Strömung - starke Strömung; nehmen wir weiter an, der Gegenspieler, die Menschen, verfügten über drei oder fünf Strategien wie etwa den Anbau verschiedener Feldfrüchte mit stark voneinander abweichenden Erträgen in trockenen oder nassen Jahren als Grundnahrungsmittel oder das Auslegen von Netzen in verschiedenen Regionen des Meeres. Da die Spieltheorie die Frage beantworten kann, welche Strategien man angesichts unsicherer Bedingungen wählt, um einen Opponenten zu besiegen oder zumindest ihm gegenüber nicht zu verlieren, eignet sie sich folglich zur Formalisierung von Risikominimierungsstrategien.

Eine indische Ökonomin, S. Das Gupta (zit. Lipton 1968 a, 348), wandte ein anderes Verfahren an, um solche Strategien in einigen der ärmsten indischen Distrikte mathematisch nachzuweisen. Sie berechnete den jährlichen Gewinn und gleichzeitig das Risiko für jede mögliche Mischung von Feldfrüchten und identifizierte die Mischung, die die Bauern benutzten. Da höheren Gewinn bei den dortigen Klimaverhältnissen nur Sorten abwerfen können, deren Ernteerträge bei wechselhaften meteorologischen Bedingungen stark schwanken, entschieden sich die Bauern in Das Guptas Beispielen fast immer für die Mischung, die zwar den niedrigsten Gewinn brachte, aber auch die grösste Sicherheit bot, weil bei ihrem Anbau nur geringe Ernteschwankungen zu erwarten waren.

Auch in allgemeinthoretische Abhandlungen über Modelle bäuerlicher Landnutzung sind Risikominimierungs- oder Maximinstrategien, die die Überlebenschancen in Krisenzeiten maximieren, bereits eingegangen (z.B. Found 1974, 112-118). Die neoklassische Theorie ökonomischen Handelns wurde z.B. von M. Lipton (1968 b, 331) in ihrem Allgemeingültigkeitsanspruch mit dem Argument in Frage gestellt, dass in einer Subsistenzökonomie *"an optimising peasant seeks survival algorithms, not maximising ones"*. Für seinen *"survival algorithm"* plädiert er u.a. mit dem Argument (ebd. 330): *"Eine an der Grenznutzentheorie ausgerichtete Wert-Produkt-Gleichung für wahrscheinlichen Nutzen ist notwendigerweise ein auf lange Dauer ausgerichteter Sequenzalgorithmus, was unter der Annahme eines sicheren Nutzens nicht gilt. Verglichen mit einer auf niederen Durchschnittswerten und auf niederen Schwankungen basierenden Strategie verringert eine an der Grenznutzentheorie ausgerichtete Wert-Produkt-Gleichung die Aussichten derer erheblich, die ihr Verhalten an ihr orientieren, die gesamte Sequenz zu überleben."*

Sein Argument erinnert an Berechnungen einer dreissigjährigen Sequenz der Erntemengen in einem Gebiet Südostasiens, die James Scott in seiner Untersuchung *"The Moral Economy of the Peasant"* (1976) zitiert. Daraus erhellt, dass die dort in einer bestimmten Mischung angebaute traditionellen Reissorten zwar insgesamt wesentlich weniger ertragreich waren als eine moderne, hochgezüchtete Sorte, dass aber bei Anbau letzterer ein grosser Teil der Bevölkerung innerhalb dieses Dreissigjahreszyklus bereits zweimal verhungert wäre, weil die Ertragsschwankungen dieser Sorte einfach zu gross gewesen wären. Die drei traditionell angebaute Sorten hingegen sicherten auch in den zwei schlechtesten Erntejahren das Überleben, erreichten jedoch in kaum einem anderen Jahr den Ertrag der modernen Sorte.

Ferner demonstriert James Scott an einer weiteren Feldstudie über ein Thai-Dorf auf einprägsame Weise die Koexistenz zweier sozialer Logiken und der ihnen zugeordneten Strategien. Es handelt sich um ein Dorf, das von der vorrangigen modernen Marktökonomie bereits erfasst, aber noch nicht voll in sie integriert ist. In jeder Person leben gleichsam nebeneinander ein Subsistenzbauer, der Risikominimierungsstrategien praktiziert, und ein marktorientierter Bauer, der seinen Profit soweit wie irgend möglich maximiert. Dabei wird allerdings das bäuerliche Leben, seine Reproduktion, absolut von der Strategie des geringsten Risikos beherrscht: Die der Selbstversorgung dienenden Felder werden mit traditionellen Feldfrüchten bestellt, wobei streng auf die überlieferten Mischungsverhältnisse geachtet wird und die alten Techniken praktiziert werden. Diese Felder geniessen bei Bestell-, Pflege- und Erntearbeiten absoluten Vorrang. Daneben haben die Dorfbewohner aber noch ein anderes Areal erschlossen, auf dem für den überregionalen Markt

mit modernen Techniken, u.a. mittels Traktoreinsatz eine hochgezüchtete, ertragreiche Reissorte angebaut wird. Kommt es dort zu einer Missernte, so fallen zwar die Bargeldeinnahmen aus, die Subsistenz, das Überleben des Dorfes ist aber nicht im geringsten gefährdet. Wir stossen angesichts solcher gemischten Strategien auf Probleme, die für die Bevölkerung vieler Länder der Dritten Welt in wörtlichem Sinn lebenswichtig sind:

Erstens, wie lange kann sich dieses Nebeneinander zweier Anbauweisen bei absolutem Vorwiegen der Risikominimierungsstrategien angesichts der zunehmenden Integration in den internationalen Markt halten? Zweitens, wie lange kann dieses Nebeneinander bestehen, ohne dass etwa der Erwerb von Bargeld und der dadurch ermöglichte Kauf von modernen Waren die soziale Struktur wesentlich verändert oder sogar sprengt? Drittens, können solche gemischten Strategien in den Ländern der Dritten Welt vonseiten der staatlichen Planungs- und Entwicklungsbehörden dort wieder eingeführt und schliesslich auch durchgesetzt werden, wo die traditionellen Strukturen und Wertorientierungen bereits zerstört worden sind?

Ähnliche Fragen stellt sich auch Lipton (1968 b, 345):

"Ein vernünftig vorgehender Wirtschaftsplaner in Ostpakistan..., der versucht, den erwarteten Wert der Jute- und Reisproduktion zusammen zu maximieren, würde sich nicht einfach nach der Grenznutzentheorie richten. Ebenso wie der Bauer darf er am Maximinprinzip ausgerichtete Überlebensstrategien nicht vernachlässigen. Maximierung der Produktion und des Nutzens auf einem Grossteil des Landes wäre die von ihm einzuschlagende Politik, aber einiges Land müsste er für den Anbau auf der Basis von Maximinstrategien reservieren. In diesem Fall könnte auch das Zusammentreffen 'niedriger Jutepreise auf dem Weltmarkt + schlechter Reisernte' als Strategie der böswilligen 'Natur' das Überleben seiner Bevölkerung nicht verhindern, um auf dem Grossteil des Bodens seine Maximierungspolitik fortzusetzen. Ein Schlüsselproblem ist wohl die Auswahl der Gebiete für die Maximinstrategie."

4.5 Diversifizierung der Ressourcen

Eine zentrale Rolle bei der Vermeidung von Risiken spielt die Diversifizierung der Ressourcen. Hier gibt es zwei fundamentale Verhaltensweisen, die allerdings beide auch zu einer Doppelstrategie verbunden und damit optimiert werden können.

4.5.1 Optimale horizontale Streuung

Die erste ist darauf angelegt, das Risiko durch möglichst breite lokale, regionale oder sogar überregionale Streuung der Ressourcen, seien diese nun solche materieller oder sozialer Art, zu vermindern. Ich nenne sie die Strategie optimaler horizontaler, d.h. geographischer Streuung der Ressourcen. Man kann sie bei Jäger-Sammler-Gruppen, bei ortsansässigen Hirtenvölkern und Hirtennomaden sowie bei Bauern, von der Brandrodungskultur bis an die Schwelle der modernen, industriellen Landwirtschaft, nachweisen. Sie beruht auf der Tatsache, dass physikalische und meteorologische Bedingungen sowie Bodenqualität und Ökosysteme selbst auf verhältnismässig engem Raum sehr verschieden sein und sehr unterschiedliche Auswirkungen auf den Ertrag haben können. Um

die mögliche Vielfalt in dieser Beziehung zu ermessen, genügt es, sich die je verschiedenen Kombinationen mehrerer Faktoren auszudenken.

4.5.2 Optimale Mischung

Die zweite fundamentale Risikominimierungsstrategie besteht in der Diversifizierung der Techniken und/oder der Beute bei Jägern und Sammlern, auf der Diversifizierung der Tiergattungen bei Hirten sowie auf der Diversifizierung der Feldfrüchte und der Wahl ihres Mischungsverhältnisses bei Ackerbauern. Bei dieser Strategie liegt das Schwergewicht des Aufwands für die Diversifizierung im Nach- und Nebeneinander sowie in seiner optimalen Mischung in einem kleineren, meist sogar geschlossenen Gebiet. Ich nenne sie die Strategie optimaler Mischung der Ressourcen in einem durch relativ homogene Umweltbedingungen bestimmten Gebiet. Sie lässt sich wie die zuerst skizzierte ebenfalls in sämtlichen Kulturen nachweisen. Sie beruht letztlich auf folgendem, freilich nicht unbestrittenem, Gesetz: Je höher die Artenvielfalt bzw. der Informationsgehalt eines Ökosystems, desto geringer ist seine Störanfälligkeit gegen Abweichungen von den statistisch ermittelbaren 'normalen' Werten bis hin zu den physikalischen Umweltbedingungen (z.B. E.P. Odum 1963, 1970).

4.6 Der Urmensch als Spieler oder als 'Beherrscher' seiner Umwelt?

Jäger-Sammler-Kulturen orientieren ihr Verhalten an beiden Typen von Risikominimierungsstrategien, wobei der erste Typus, die optimale horizontale Streuung von Ressourcen, zu überwiegen scheint. Bis vor kurzer Zeit war die Auffassung vorherrschend, dass es sich bei den Strategien von Jäger-Sammler-Populationen (wobei Fischer immer mitgemeint sind) um solche reiner Anpassung handelte, da sie wohl sich selbst und ihr Verhalten, von der Fortpflanzung über die Gruppengröße bis zur hohen Beweglichkeit, kontrollieren könnten, nicht aber die Umwelt und ihre Ressourcen. Dieser Umwelt stünden sie ohnmächtig gegenüber: planen und das heisst auch die Ergebnisse vorhersehen könnten allenfalls die 'Erntevölker' (Lips 1947, 1953), nicht aber Jäger; über deren Erfolg oder Misserfolg entscheide der Zufall. Ich halte die Auffassung vom quasitotalen Ausgeliefertsein der Jäger-Sammler-Gruppen an die übermächtige Natur, der man sich nur anpassen, die man aber nicht beeinflussen könne, für einen Mythos. Anthropologische Forschungen der letzten Jahrzehnte zeigen, dass Jäger, Sammler und Ackerbauern, z.B. in Nordamerika von den arktischen Regionen bis in die 'Great Plains', ihre Hauptnahrungsbasis, den Wildbestand, auf oft sehr umsichtige Weise kontrollieren (z.B. Cox 1973). Man spricht in diesem Zusammenhang auch von symbiotischen Beziehungen etwa zwischen Büffelherden und nordamerikanischen Indianerstämmen.

Der Mythos, Aneignung der Natur vollziehe sich bei Jäger-Sammler-Gruppen allein nach den Gesetzen des Zufalls, speist sich aus zwei Quellen, die, vordergründig betrachtet, ihre Entstehung völlig verschiedenen geistigen Strömungen verdanken. Die eine Quelle ist die im 18. Jahrhundert aufkommende und mit der Romantik in breiten Schichten sich durchsetzende Naturerfahrung, die universalgeschichtlich durchaus einmalig ist: 'Wilde', von Menschen noch nicht gezähmte Natur wurde Erlebnisraum und sowohl alltagskulturell als auch

ästhetisch qualitativ neu erfahren als das Erhabene und ganz Andere (Groh/Sieferle 1980). Mit dieser neuen Naturerfahrung entstand ebenfalls ein Raum für soziale Imagination. Soweit sich diese an Geschichte orientierte, bevölkerte man den Raum der 'wilden' Natur seit der wissenschaftlichen Entdeckung der Jäger-Sammler-Kulturen mit deren Angehörigen.

Die andere Quelle war das genuin modernisierungstheoretische und mit der Idee des technischen Fortschritts vollkommen übereinstimmende Argument, unsere Gattungsgeschichte sei eine Geschichte fortschreitender, ja schliesslich exponentiell wachsender Naturbeherrschung. Der Umkehrschluss schien ebenso plausibel wie die Richtigkeit des Arguments evident: Je weiter man in der Gattungsgeschichte zurück gehe, desto mehr seien Menschen von der Natur abhängig gewesen, desto mehr habe die Natur unsere Gattung beherrscht. Die Beherrschung der Natur und vor allem der daraus abgeleitete Umkehrschluss beruht indessen auf einer Fehleinschätzung: Es ist keineswegs der Fall, dass nur derjenige, der die Natur in unserem modernen, aggressiven, rein instrumentellen Sinn beherrscht, sie sich gleichsam unterwirft, die Ressourcen der Natur zu seinem Nutzen kontrollieren kann.

Da bis vor kurzem die Meinung beinahe einhellig vertreten wurde, Jäger-Sammler-Populationen könnten die Ressourcen, von denen sie abhängig sind, und die Umwelt, in der sie leben, im Gegensatz zu Hirten und Ackerbauern kaum kontrollieren, war es konsequent, dass die bisherige Forschung vor allem Verhaltensweisen untersucht hat, die man als Kontrolle der Menschen über sich selbst bezeichnen kann. Hier sind vor allem zu nennen: Verwandtschaftsbeziehungen, Gruppengrösse und Beweglichkeit. Weiter oben habe ich bereits darauf hingewiesen, dass komplexe Verwandtschaftssysteme als soziale Sicherungssysteme gegen Umweltrisiken interpretiert werden können. Sie gehören also zum ersten Typus von Risikominimierungsstrategien, der optimalen horizontalen Streuung von Ressourcen. Die Grösse der Gruppe, im statistischen Schnitt bei 25 Personen liegend und je nach Ressourcenbasis jahreszeitlich variabel (z.B. Birdsell 1958, 1968), sowie die Beweglichkeit der Gruppe zwischen einzelnen Lagern, die in der Regel sehr hoch ist und dem oft der gesamte Lebensrhythmus bis hin zu Geburt und Tod untergeordnet wird, sind ebenfalls diesem Typus zu subsumieren. Die Schonung der Ressourcen - im Sinne einer nur geringen Ausnutzung der Carrying capacity - gekoppelt mit der Vermeidung zu langer Wege beim Jagen und Sammeln von einem Lager aus scheinen der objektive Sinn von Gruppengrösse und hoher Beweglichkeit zu sein.

Bereits die Primaten regulieren den Umfang ihrer Horden entsprechend den Umweltbedingungen (z.B. Kummer/Kurt 1963), erst recht natürlich unsere Gattung (z.B. Nimkoff/Middleton 1960; Shantzis-Berens 1973; Steward 1968). Je schmaler die Nahrungsbasis, desto kleiner die Gruppe. Der Systemimperativ hoher Beweglichkeit, Ausdruck der Dominanz von Risikominimierung und Mussepräferenz, hatte bei Jäger-Sammler-Populationen, d.h. bis ungefähr vor 12'000 Jahren überall auf der Erde, bewusstes '*child spacing*' mittels Enthaltbarkeit, Abtreibung und Kindstötung sowie Tötung der Alten - oft als rituelle Selbsttötung - zur Folge (z.B. Birdsell 1958, 1968; Polgar 1972; Sussmann 1972). Die Geburten durften nicht zu nahe beieinander liegen, sollte die Gruppe ihre optimale Beweglichkeit behalten und die optimale Ernährung der Kinder sichern; denn die Mütter konnten auf längeren Märschen nur ein Kind tragen und stillten ihre Kinder in der Regel bis zu vier Jahren (z.B. Lee/De Vore 1968, 1976). Als natürliches Regulativ wirkte darüberhinaus ein physiolo-

gischer Mechanismus: Die körperliche Anstrengung auf langen Märschen bei Verlegung des Lagers sowie lange Stillzeiten setzten die Empfängnisfähigkeit stark herab (z.B. Frisch/McArthur 1974; Lee 1972).

4.7 Risikominimierung und Widerstand gegen Innovationen

Als letztem Problem will ich mich der Frage zuwenden, ob sich uns bisher unverständlich erscheinendes passives Beharren auf Traditionen oder aktiver Widerstand gegen Veränderungen im Lichte der hier thematisierten Kategorien besser oder überhaupt erst verstehen lassen.

In den 1960er Jahren widersetzten sich die Amhara Bauern in Äthiopien der von der Regierung betriebenen Landreform, die zum Ziel hatte, die über eine grosse Fläche verteilten kleinen Feldstücke im Sinne moderner agrotechnischer Rationalitätsvorstellungen zusammenzulegen. Als die Regierung die Reform mit Gewalt durchsetzen wollte, kam es 1967/68 zu bewaffneten Aufständen, die mehreren hundert Menschen das Leben kosteten. Alan Hoben, der die äthiopische Landreformpolitik untersucht hat, schreibt dazu (1972, zit. McCloskey 1976, 127 f.): *"If a program of land reform is to be effective it must be based on a model... illuminating the rational process through which people make decisions about land instead of simply attributing these decisions to the dead hand of tradition."*

Die spezifische Rationalität, der der Amhara Bauer bei der Verteilung seines Landes folgt, ist die der Risikominimierungsstrategie: *"Scattering of plots is for him highly desirable... for by providing him with fields of different qualities it enables him to diversify his crops and to reduce the risk of total crop failure."*

Die von vielen Forschern erörterte und lange ungelöste Frage, warum Subsistenzbauern, die Surplus erzeugen, bestimmte Abgabesysteme, nämlich solche, die von der Erntemenge abhängig sind, anderen, die fix sind, sie aber im Durchschnitt viel weniger belasten, vorziehen, findet ebenfalls eine einfache Erklärung, wenn man Risikominimierungsstrategien als verhaltenssteuernde Grösse einführt.

James C. Scott konnte zeigen, dass bäuerliche Rebellionen in Südostasien in der Regel genau dann ausbrachen, wenn Surplusabschöpfung oder Ausbeutung in solchen Formen vor sich ging, dass sie das Überleben in möglichen kritischen Situationen, auf die hin die Maximinstrategien ja angelegt sind, gefährdeten. Die *"Moral economy of the peasant"* - so der Titel von Scotts Buch (1976) - steht dabei in Frage. Sie bildet eine Legitimationsinstanz und gleichzeitig eine Instanz für die Ableitung von Regeln, nach denen sich Widerstand vollzieht. Ähnlich empfanden die englischen Unterschichten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als sie von der Protoindustrialisierung erfasst wurden, die Kommerzialisierung der Märkte durch den vordringenden Handelskapitalismus, also die beginnende Marktintegration, als Bedrohung ihrer Subsistenz und rebellierten gegen die sich ausbreitenden neue Politische Ökonomie im Namen einer *"moral economy"*. An diesem von Edward Thompson (1971) in die Forschungsdiskussion eingeführten Begriff orientiert sich auch Scott bei der Untersuchung bäuerlicher Aufstände in Südostasien.

Für europäische Bauernaufstände in der frühen Neuzeit, d.h. in der Phase der Ausbildung von Territorialstaaten, scheint Ähnliches zu gelten, auch wenn diese Bauern vom hier skizzierten Idealtypus einer Subsistenzökonomie sich bereits ziemlich weit entfernt hatten. Interpretiert man die bisher vorliegenden Forschungen im Lichte von Risikominimierungsstrategien, so gibt es eine besonders kritische Phase für Subsistenzbauern, die die grosse Mehrheit bildeten. Eine solche Phase bildet der Übergang von Naturalabgaben, die sich zumeist am jeweiligen Ernteertrag orientierten, zur Geldrente, die einmal fixiert, nicht elastisch war, und zwar bis zu dem Moment, in dem die zunehmende Münzverschlechterung einen partiellen Ausgleich bot. Daraus lässt sich mindestens die Vermutung ableiten, dass man die Befunde Scotts für bäuerliche Subsistenzökonomien verallgemeinern kann (z.B. Elbs 1987; Sabeau 1973; Schulze 1980, 1982; Trossbach 1986).

Die angeführten Beispiele scheinen aber noch eine weitere Vermutung zu rechtfertigen: Widerstand und Protest formieren sich in subsistenzwirtschaftlichen Produktionsweisen immer dann, wenn materielle, soziale und/oder symbolische Bestände und Mittel, die das Überleben im weitesten d.h. auch kulturellen Sinn garantieren, bedroht und angegriffen werden. Einige Beispiele müssen hier genügen: Der Widerstand nordamerikanischer Indianerstämme gegen die Landnahme durch weisse Siedler war oft durch ein hohes Mass an Einsicht in ökologische Zusammenhänge und in die Unverträglichkeit zweier diametral entgegengesetzter Aneignungsweisen von Natur motiviert. Die bäuerlichen Aufstandsbewegungen, die sich auf *'Altes Recht'*, *'Göttliches Recht'* und Herkommen beriefen, wollten die relative politische Autonomie der Dorfgemeinde, m.a.W. das kommunal-bündische Modell, bewahren sowie die relativ autonome bäuerliche Produktion durchsetzen (z.B. Blickle 1981). War zuerst die Grundherrschaft der Hauptadressat, so später der Territorialstaat. Jedesmal ging es dabei auch um die Sicherung und Bewahrung der rein materiellen Existenz der einzelnen Bauernwirtschaften, die mit der sozialen Existenz der Gemeinde vielfach verwoben war. Handwerksgelesen verteidigten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in deutschen Städten ihre Ehre, die sich von heute aus definieren lässt als *'symbolisches Kapital'*, gegen die zuerst ihren sozialen Status, mit diesem Status dann aber auch ihre kulturelle und materielle Existenz bedrohende vorrangige Kommerzialisierung. Zu deren Fürsprecher und historischen Agenten machten sich Magistrate und Handwerksmeister, sonst energische Verteidiger des Herkommens und des *'Alten Rechts'* (Griessinger 1981).

Barrieren gegen sozialen Wandel im Sinne des Übergangs zu einer anderen Produktionsweise oder *'Ökonomie'* lassen sich vermutlich auf die Dominanz von Risikominimierung und Mussepräferenz ursächlich zurückführen. Beispiele wären etwa der nichterfolgte Übergang von Hirtennomaden zu Ackerbauern - nachdem erstere sich aus letzteren einige Jahrhunderte oder ein bis zwei tausend Jahre zuvor herausdifferenziert hatten - oder von der Brandrodung zur Pflugkultur. Die Resistenz einer Kultur gegen solchen Wandel ist offenbar direkt abhängig vom Ausmass ihrer ökologisch-kulturellen Integration. Es eröffnet sich damit eine Möglichkeit zu erklären, warum gerade bestimmte Stämme oder Gesellschaften *'fortgeschrittenere'* Ackerbau- oder andere Techniken von ihren Nachbarn nicht übernahmen, obwohl sie sie Jahrhunderte, manchmal sogar Jahrtausende vor Augen hatten (z.B. Thurnwald 1932; Schneider 1959).

5. SCHLUSSBETRACHTUNG

Zusammenfassend und abschliessend kann man folgendes feststellen: Von der Vorgeschichte und Anthropologie bis hin zu den Forschungen über '*Peasant Society*' und '*Peasant Economy*' lassen sich Risikominimierungsstrategien als zentrale Kategorie und als harter Kern der Verhaltens- und Deutungsmuster von Subsistenzökonomien nachweisen, auch wenn diese sich vom hier im Mittelpunkt stehenden Idealtypus von Subsistenzökonomien bereits weit entfernt haben.

Von unserer Gattung sind die dem '*Mutualismus*' in der Tierwelt entsprechenden Verhaltensweisen als Strategien im engeren Wortsinn, d.h. als mehr oder weniger bewusstes Handeln ausgebildet worden. Gleichwohl können die Individuen und Gruppen, die sie handhaben, über solche das Überleben sichernden Strategien nicht schlichtweg disponieren, ohne die Reproduktion ihrer Gruppe oder Gesellschaft in Frage zu stellen.

6. BIBLIOGRAPHIE

- AXELROD, Robert, *The Evolution of Cooperation*, New York 1984.
- BENNETT, John W., *The Ecological Transition: Cultural Anthropology and Human Adaptation*, New York 1976.
- BINFORD, Lewis R., BINFORD, Sally R. (Hg.), *New Perspectives in Archeology*, Chicago 1968.
- BIRDSELL, Joseph B., On population structure in generalized hunting and collecting populations, *Evolution* 12, 1958, 189-205.
- Ders., Some predictions for the Pleistocene based on equilibrium systems among recent hunter-gatherers, in: R.B. Lee, I. De Vore (Hg.), 1968, 229-240.
- BLICKLE, Peter, *Deutsche Untertanen, Ein Widerspruch*, München 1981.
- BOHANNAN, Paul, BOHANNAN, Laura, *Tiv Economy*, Evanston 1968.
- BOSERUP, Ester, *The Conditions of Agricultural Growth. The Economics of Agrarian Change under Population Pressure*, Chicago 1965.
- Dies., *Environnement, population et technologie dans les sociétés primitives*, *Annales* 29, 1974, 538-552.
- BOURDIEU, Pierre, *Klassenstellung und Klassenlage*, in: Ders., *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt 1970, 42-74.
- Ders., *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*, Frankfurt 1976.
- Ders., *Le sens pratique*, Paris 1980.
- BRAY, Warwick, *From Predation to Production: The Nature of Agricultural Evolution in Mexico and Peru*, in: Sieveking u.a. (Hg.), 1976, 73-95.
- Ders., *From foraging to farming in early Mexico*, in: Megaw (Hg.), 1977, 225-250.
- BROOKFIELD, Harald C., *The Pacific in Transition*, London 1973.
- BRUNNER, Otto, *Neue Wege der Sozialgeschichte*, Göttingen 1956.
- Ders., *Land und Herrschaft*, Wien-Wiesbaden 1959.
- Ders., CONZE, Werner, KOSELLECK, Reinhart (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Stuttgart 1971 ff.
- ČAJANOV, Alexander V., *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau*, Berlin 1923.
- Ders., *The Theory of Peasant Economy*, hg. und übers. v. D. Thorner, B. Kerbley, R.E.F. Smith, Homewood 1966.
- THE CAMBRIDGE SOCIOBIOLOGY GROUP, *Current Problems in Sociobiology*, Cambridge 1982.

- CARNEIRO, Robert L., Slash-and-Burn Cultivation among the Kuikuru and its Implications for Cultural Development in the Amazon Basin, 1961, in: Y. Cohen (Hg.), Bd. 2, 1968, 131-145.
- CHILDE, Gordon V., Man makes himself, London 1936.
- CHRETIEN, Jean-Pierre, Echanges et hiérarchies dans les royaumes des Grands Lacs de l'Est africain, Annales 29, 1974, 1327-1337.
- CLARK, Colin, HASWELL, Margaret, The Economics of Subsistence Agriculture, 4. Aufl., London 1970.
- COHEN, Mark N., The Food Crisis in Prehistory. Overpopulation and the Origins of Agriculture, New Haven/London 1977.
- COHEN, Yehudi A. (Hg.), Man in Adaptation, Chicago 1968.
Bd. 1: The Biosocial Background.
Bd. 2: The Cultural Present, Chicago 1968.
- COWGILL, George L., On causes and consequences of ancient and modern population changes, American Anthropologist 77, 1975, 505-525.
- COX, Bruce (Hg.), Cultural Ecology: Readings on the Canadian Indians and Eskimos, Toronto 1973.
- DALTON, George, A Note of Clarification on Economic Surplus, American Anthropologist 62, 1960, 483-490.
- Ders., Economic Surplus. Once Again, American Anthropologist 65, 1963, 389-394.
- Ders. (Hg.), Studies in Economic Anthropology, Washington 1971.
- DAVENPORT, William, Jamaican Fishing: A Game Theory Analysis, (Yale University Publications in Anthropology 59), New Haven 1960.
- EGGERS, Petra, Das Konfliktverhalten der Hamburger Schiffszimmerer von 1710 bis 1840, M.A.-Arbeit, Konstanz 1984, maschr.
- ELBS, Eberhard, "Die von Seculis her angewohnte Rebellionsseuche". Bäuerlicher Widerstand in der Grafschaft Hohenzollern 1584-1740, Weingarten 1987.
- ELWERT, Georg, PROJEKTGRUPPE WESTAFRIKA, Von der Subsistenzökonomie zur staatskapitalistischen Produktion. Struktur und Entwicklungstendenzen der Agrarproduktion in Bénin, in: Arbeitsg.Bielef. Entwicklungssoziologen (Hg.), 1979, 13-60.
- Ders., WONG, Diana, Subsistence production and commodity production in the Third World, Review 3 (no. 3), 1980, 501-522.
- Ders., FETT, Roland (Hg.), Afrika zwischen Subsistenzökonomie und Imperialismus, Frankfurt 1982.
- Ders., Traditionelle Solidarität, Überleben in Krisen und kapitalistische Maximierung. Zur Ökonomie eines westafrikanischen Bauerndorfes, in: Ders., Fett (Hg.), 1982, 47-70.

- Ders., Die Verflechtung von Produktionen: Nachgedanken zur Wirtschaftsanthropologie,
Kölner Zschr. f. Soziologie u. Sozialpsychologie, Sonderheft 26
(Ethnologie als Sozialwissenschaft), 1984, 379-402.
- FIRTH Raymond, Primitive Polynesian Economy, 1939, 2. Aufl. London 1965.
- Ders., Malay Fisherman. Their Peasant Economy, 1946, 2. Aufl. London 1966.
- Ders., Social Change in Tikopia, London 1959a.
- Ders., Primitive Economics of the New Zealand Maori, Wellington, N.Z. 1959b.
- FLANNERY, Kent V., The origins of agriculture,
Annual Review of Anthropology 2, 1973, 271-310.
- FOUND, William C., A Theoretical Approach to Rural Land-Use Patterns,
London 1974.
- FOX, Robin (Hg.), Biosocial Anthropology, London 1975.
- FRISCH, Rose, McARTHUR, Janet, Menstrual Cycles: Fatness as a Determinant of
Minimum Weight or Height Necessary for their Maintenance or Onset,
Science 185, 1974, 949-951.
- GEERTZ, Clifford, Agricultural Involution. The Process of Ecological Change
in Indonesia, Berkeley/Los Angeles 1963.
- GEHLEN, Arnold, Urmensch und Spätkultur, Bonn 1956.
- GLEITSMANN, Rolf-Jürgen, Rohstoffmangel und Lösungsstrategien. Das Problem
vorindustrieller Holzknappheit,
Technologie u. Politik 16, 1980, 104-154.
- GODELIER, Maurice, L'appropriation de la nature: territoire et propriété dans
quelques sociétés précapitalistes,
La Pensée, No. 198, 1978a, 7-50.
- Ders., Territory and Property in Primitive Society,
Social Science Information 17, 1978b, 399-426.
- GOULD, P.R., Man against his environment: a game-theoretic framework,
Annals of the Association of American Geographers 53, 1963, 290-
297.
- GRIESZINGER, Andreas, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und
kollektives Bewusstsein deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahr-
hundert, Berlin 1981.
- Ders., REITH, Reinhold, Lehrlinge im deutschen Handwerk des ausgehenden 18.
Jahrhunderts. Arbeitsorganisation, Sozialbeziehungen und all-
tägliche Konflikte,
Ztschr. f. Historische Forschung, 1986.
- GROH, Dieter, Strukturgeschichte als "totale" Geschichte?
Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 58, 1971, 289-
321.
- Ders., Basisprozesse und Organisationsproblem. Skizze eines sozialgeschicht-
lichen Forschungsprojekts, in: U. Engelhardt u.a. (Hg.), Soziale
Bewegung und politische Verfassung, W. Conze t. 31. Dez. 1975,
Stuttgart 1976, 415-431.

- Ders., Base-processes and the problem of organization: outline of a social history research project,
Social History 4, 265-283.
- Ders., Zur Einführung, in: E.P. Thompson 1980, 3-31.
- Ders., SIEFERLE, Rolf Peter, Experience of Nature in Bourgeois Society and in Economic Theory,
Social Research 47, 1980, 557-581.
- Ders., Ethnologie als Universalwissenschaft,
Merkur 36, 1982, 1217-1225.
- Ders., Blick über die Grenzen, in: F.J. Brüggemeier, J. Kocka (Hg.),
"Geschichte von unten - Geschichte von innen", Kontroversen um die Alltagsgeschichte. Lehrbrief der Fernuniversität Hagen,
1985, 70-77.
- Ders., "Spuren der Vernunft in der Geschichte." Der Weg von Jürgen Habermas zur "Theorie des kommunikativen Handelns" im Schatten Max Webers,
Geschichte und Gesellschaft, 1986.
- HABERMAS, Jürgen, Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde. Frankfurt 1981.
- HARDESTY, Donald L., The Human Ecological Niche,
American Anthropologist 74, 1972, 458-466.
- HIGGS, E.S. (Hg.), Papers in Economic Prehistory, Cambridge 1972.
- Ders. (Hg.), Palaeoeconomy, Cambridge 1975.
- HILL, Polly, Population, Prosperity and Poverty. Rural Kano 1900 and 1970,
Cambridge 1977.
- HUTCHINSON, Joseph, CLARK, J. Grahame, JOPE, E.M., RILEY, R., The Early History of Agriculture, London 1977.
- HUMPHREYS, Sally C., History, Economics and Anthropology. The Work of Karl Polanyi,
History and Theory 8, 1969, 165-212.
- JOCHIM, Michael A., Hunter-gatherer subsistence and settlement. A predictive model, New York 1976.
- JOHNSON, M., Polanyi, Peukert and the Political Economy of Dahomey,
Journal of African History 21, 1980, 395-398.
- KEYDER, Calgar, Surplus,
Journal of Peasant Studies 2, 1974/75, 221-224.
- KREBS, R., DAVIS, N., Behavioural Ecology, An Evolutionary Approach, Oxford 1978.
- Dies., An Introduction to Behavioural Ecology, Oxford 1981.
- LE CLAIRE, Edward E., SCHNEIDER, Harold K. (Hg.), Economic Anthropology: Readings in Theory and Analysis, New York 1968.
- LEE, Richard B., What hunters do for a living or how to make out on scarce resources, in: R.B. Lee, I. De Vore (Hg.), 1968, 30-43.
- Ders., DE VORE, Irvén, Problems in the studies of hunters and gatherers,
in: Dies. (Hg.), 1968, 3-20.
- Dies. (Hg.), Man the Hunter, Chicago 1968.

- LEE, Richard B., Work effort, group structure, and land use in contemporary hunter-gatherers,
in: Ucko/Tringham/Dimbleby (Hg.), 1972, 177-186.
- Ders., DE VORE, Irvén, Kalahari Hunter-Gatherers. Studies of the !Kung San and their Neighbors, Cambridge, Mass.-London 1976.
- LEWELLEN, Ted, Peasants in Transition. The Changing Economy of the Peruvian Aymara: A General Systems Approach, Boulder, Colo. 1978.
- LINGENFELTER, S.G., Socioeconomic change in Oceania,
Oceania 48, 1977, 102-120.
- LIPS, Julius, The Origin of Things, New York 1947.
- Ders., Die Erntevölker, eine wichtige Phase in der Entwicklung der menschlichen Wirtschaft,
in: Ber. über die Verh. d. Sächs. Ak.d.Wiss. zu Leipzig,
Philolog.-hist. Kl. Bd. 101 (H.1), Berlin 1953, 1-18.
- LIPTON, M., A game against nature: theories of peasant decision-making and strategies of security, The Listener (28.3. u. 4.4.) 1968a, 401-403, 437-439.
- Ders., The Theory of the optimizing peasant,
J. of Development Studies 4, 1968b, 327-351.
- LÖFGREN, Orvar, Peasant Ecotypes: Problems in the Comparative Study of Ecological Adaptation,
Ethnologia Scandinavica, 1976, 100-116.
- LUMSDEN, Charles J., WILSON, Edward O., Genes, Mind, and Culture. The Coevolutionary Process, Cambridge (Mass.) 1981.
- MALINOWSKI, Bronislaw, The Primitive Economics of the Trobriand Islanders,
Econ. Journal 31, 1921, 1-16.
- MARGARIDO, Alfredo, La réciprocité dans un mouvement paysan du sud du Brésil,
Annales 29, 1974, 1338-1345.
- MARKL, Hubert S. u.a., Evolution of Morals? Morals of Evolution?
in: G.S. Stent (Hg.), Morality as a Biological Phenomenon,
Berlin (Dahlem Konferenzen) 1978, 233-258.
- Ders., Untergang oder Übergang - Natur als Kulturaufgabe,
in: Boehringer Mannheim (Hg.), Mannheimer Forum, 1982/83, 61-98.
- Ders., Wie unfrei ist der Mensch? Von der Natur in der Geschichte,
in: Ders. (Hg.), Natur und Geschichte, München 1983, 13-50.
- Ders., Dasein in Grenzen: Die Herausforderung der Ressourcenknappheit für die Evolution des Lebens, Konstanz 1984.
- MAUSS, Marcel, Die Gabe, Über Formen und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, 1923/24,
in: Mauss, Soziologie und Anthropologie, Bd. 2, München 1975, 9-144.
- MCCLOSKEY, Donald N., English Open Fields as Behavior Toward Risk,
in: P. Uselding (Hg.), Research in Economic History 1, 1976, 124-170.

- MEGAW, J.V. (Hg.), Hunters, gatherers and first farmers beyond Europe. An archaeological survey, Leicester 1977.
- MIGDAL, Joel S., Peasants, Politics and Revolution. Pressures toward Political and Social Change in the Third World, Princeton 1974.
- MITTELSTRASZ, Jürgen, Aneignung und Verlust der Natur,
in: Ders., Wissenschaft als Lebensform, Frankfurt 1982, 65-82.
- MURDOCK, George P., World Ethnographic Sample,
American Anthropologist 59, 1957, 664-687.
- Ders. u.a., Ethnographic Atlas,
Ethnology 1-6, 1962-1967.
- NEUMANN, John v., MORGENSTERN, David, Theory of Games and Economic Behaviour,
Princeton 1944 (revised ed. 1953).
- NIMKOMM, Meyer F., MIDDLETON, Russell, Types of Family and Types of Economy,
1960,
in: Y. Cohen (Hg.), Bd. 2, 1968, 384-393.
- ODUM, Eugene P., Ecology. The Link between the Natural and the Social Sciences,
New York 1963.
- Ders., The Strategy of Ecosystem Development,
Science 164, 1970, 262-270.
- ODUM, Howard T., Environment, Power, and Society, New York/London 1971.
- ORANS, Martin, Surplus,
Human Organization 25, 1966, 24-36.
- ORTNER, Donald J. (Hg.), How Humans Adapt. A Biocultural Odissey. Washington
1983.
- PEARSON, Harry W., The Economy has no Surplus: Critique of a Theory of Development,
in: Polanyi/Arensberg/Ders. (Hg.), 1957, 320-341.
- PETERSON, Nicolas, Totemism Yesterday: Sentiment and Local Organization
Among the Australian Aborigines,
Man 31, 1972, 12-32.
- Ders., Hunter-Gatherer-Territoriality: the Perspective from Australia,
American Anthropologist 77, 1975, 53-68.
- PEUKERT, Werner, Der atlantische Sklavenhandel von Dahomey 1740-1797. Wirtschaftsanthropologie und Sozialgeschichte, Wiesbaden 1978.
- POLANYI, Karl, The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge
von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen, 1944, Frankfurt 1978.
- Ders., ARENSBERG, Conrad M., PEARSON, Harry W. (Hg.), Trade and Market in the
Early Empires. Economies in History and Theory, Glencoe 1957,
Ill., 2. Aufl. New York 1965.

- Ders., Dahomey and the Slave Trade: An Analysis of an Archaic Economy, Seattle 1966.
- Ders., Ökonomie und Gesellschaft. Mit einer Einleitung von S.C. Humphreys, Frankfurt 1979.
- POLGAR, Steven, Population History and Population Policies from an Anthropological Perspective, Current Anthropology 13, 1972, 203-211.
- Ders., (Hg.), Population, Ecology, and Social Evolution, Paris/Den Haag 1975.
- Ders., Population, Evolution, and Theoretical Paradigms, in: Ders. (Hg.), 1975, 1-26.
- PLOG, Fred T., The Study of Prehistoric Change, New York/London 1974.
- RANDLES, W.G.L., La réciprocité en Afrique bantou, Annales 29, 1974, 1320-1326.
- RAPOPORT, Anatole, Two-Person Game Theory: The Essential Ideas, Ann Arbor 1966.
- RAPPAPORT, Rey A., The Flow of Energy in an Agricultural Society, Scientific American 225, 1971, 117-132.
- REED, Charles A. (Hg.), Origins of Agriculture, Den Haag/Paris 1977.
- REITH, Reinhold, Sozialgeschichte Augsburger Handwerkergelesen im 18. Jahrhundert, Diss. phil. Konstanz 1986.
- RENFREW, Colin (Hg.), The explanation of culture change: models in prehistory, London 1973.
- ROTSTEIN, Abraham, A Note on the Surplus Discussion, American Anthropologist 63, 1961, 561-563.
- RÖPKE, Jochen, Nationalökonomie und Ethnologie. Die ökonomische Theorie primitiver Gesellschaften in kritischer Betrachtung, Sociologus N.F. 19, 1968, 101-133.
- SABEAN, David, Markets, uprisings and leaderships in peasant societies: Western Europe 1381-1789, Peasant Studies Newsletters 2, n° 3, 1973, 17-19.
- SACHS, Ignacy, La Notion de surplus et son application aux économies primitives, L'Homme 6, N° 3, 1966, 5-18.
- SAHLINS, Marshall, Stone Age Economics, Chicago 1972.
- Ders., Culture and Practical Reason, Chicago/London 1976.
(dtsh.: Kultur und praktische Vernunft, Frankfurt 1981).
- SALISBURY, Richard F., From Stone to Steel, Cambridge/Melbourne 1962.
- SAUVY, Alfred, General Theory of Population, 1966, London 1969.
- SCOTT, James C., The Moral Economy of the Peasant, New Haven/London 1976.
- SHANTZIS, Steven B., BEHRENS III, William W., Population Control Mechanisms in a Primitive Society, in: D.L. und D.H. Meadows (Hg.), Toward Global Equilibrium, Cambridge, Mass. 1973, 257-288.

- SIEFERLE, Rolf Peter, Der unterirdische Wald. Energiekrise und Industrielle Revolution, München 1982.
- SIEVEKING, Gale, LONGWORTH, Ian H., WILSON, E.K. (Hg.), Problems in Economic and Social Archaeology, London 1976.
- SPAEMANN, Robert, KOSLOWSKI, Peter, LÖW Reinhard, Evolutionstheorie und menschliches Selbstverständnis. Zur philosophischen Kritik eines Paradigmas moderner Wissenschaft, Weinheim 1984.
- SPOONER, Brian (Hg.), Population growth: anthropological implications, Cambridge, Mass. 1972.
- SUSSMAN, Robert W., Child Transport, Family Size, and Increase in Human Population During the Neolithic, Current Anthropology 13, 1972, 258-259.
- SCHNEIDER, Harold K., Pakot Resistance to Change, in: William R. Bascom, Melville J. Herskovits (Hg.), Continuity and Change in African Culture, Chicago, 1959, 144-165.
- Ders., Economic Man. The Anthropology of Economics, New York/London 1974.
- SCHULTZ, Theodore W., Transforming Traditional Agriculture, New Haven/London 1964.
- SCHULZE, Winfried, Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der frühen Neuzeit, Stuttgart/Bad Cannstatt 1980.
- Ders. (Hg.), Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit, Frankfurt 1982.
- STEWART, Julian H., The Great Basin Shoshonean Indians: an example of a family level of sociocultural integration, in: Y. Cohen (Hg.), Bd. 2, 1968, 68-81.
- TAUSSIG, Michael T., The Devil and Commodity Fetishism in South America, Chapel Hill 1980.
- TAX, Sol, FREEMAN, Leslie G., Horizons of Anthropology, 2. Aufl., Chicago 1977.
- THOMPSON, Edward P., Die 'moralische Ökonomie' der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, 1971, in: Ders. 1980, 66-130.
- Ders., Plebeische Kultur und Moralische Ökonomie, Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, hg. und eingel. v. D. Groh, Berlin 1980.
- THOMPSON, Laura, A Self-Regulating System of Human Population Control, in: Transactions of the New York Academy of Sciences, Series II, 32, 1970, 262-270.
- THORNER, Daniel, Chayanov's Concept of Peasant Economy, in: Čajanov, Homewood 1966, XI-XXIII.
- THURNWALD, Richard, Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus, in: Die Hauptprobleme der Soziologie. Erinnerungsgabe für Max Weber, Bd. 1, München/Leipzig 1923, 271-333.

- Ders., Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft im Lichte der Völkerforschung, Berlin/Leipzig 1932.
(Die menschliche Gesellschaft in ihren ethno-soziologischen Grundlagen, Berlin/Leipzig 1931-1935, 5 Bde.).
- TROSZBACH, Werner, Soziale Bewegung und politische Erfahrung, Bauernbewegung im Wetterau-Vogelsberg-Gebiet 1648-1806, Weingarten 1986.
- UCKO, Peter J., DIMBLEBY, Geoffrey W. (Hg.), The domestication and exploitation of plants and animals, London 1969.
- Ders., TRINGHAM, Richard, DIMBLEBY, Geoffrey W. (Hg.), Man, settlement, and urbanism, Cambridge, Mass. 1972.
- VALENSI, Lucette, Anthropologie économique et Histoire: L'oeuvre de Karl Polanyi,
Annales 29, 1974, 1311-1319.
- VAN DER PAS, H.T., Economic Anthropology, 1940-1972: An Annotated Bibliography, New York 1973.
- VINCENT, Joan, Teso in Transformation. The Political Economy of Peasant and Class in Eastern Africa, Berkeley/London 1982.
- WACHTEL, Nathan, La réciprocité et l'Etat inca: de Karl Polanyi à John V. Murra,
Annales 29, 1974, 1346-1357.
- WEBER, Max, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 4. Aufl. Tübingen 1947.
- Ders., Wirtschaft und Gesellschaft, 2 Halbbde., Tübingen 1956.
- WHITE, Gilbert F. (Hg.), Natural Hazards: Local, National, Global, New York/London 1974.
- WILKINSON, Richard G., Poverty and Progress, London 1973.
- WRIGLEY, Edward A., Population and History, London 1969.
- YENGOGAN, Aram, Demographic and Ecological Influences on Aboriginal Australian Marriage Sections,
in: R. Lee, I. De Vore (Hg.), 1968, 185-199.
- Ders., Biological and Demographic Components in Aboriginal Australian Socio-Economic Organization,
Oceania 43, 1972, 85-95.
- ZUBROW, Ezra B., Prehistoric Carrying Capacity: A Model, Menlo Park, Cal. 1975.

